
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hamburg,
Hildesheim, Köln, Osnabrück

Dezember 12/2004

Aus dem Inhalt

Heiner Koch „Als die Sterndeuter wieder gegangen waren ...“	353
Franz-Josef Bode Gottes Erlösungs-„Konzept“	355
Beate Kowalski Jesusanische Gesprächsführung am Beispiel Joh 6,1-15	358
Hubert Lenz SAC Für Erwachsene!	367
Herbert Busch Spiritualität – was ist das eigentlich?	374
Helmut Moll Dr. Otto Weiß (1902–1944)	377
Leserbrief	381
Literaturdienst: Heinz Schütte: Protestantismus heute Klaus Berger: Jesus Maria-Anna Leenen / Alexandra Klammer: Das geheime Zimmer	382

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln |
Bischof Dr. Franz-Josef Bode, Kleine Domsfreiheit 23,
49074 Osnabrück | Dr. Beate Kowalski, Nachtigallenweg 1,
44225 Dortmund | P. Prof. Dr. Hubert Lenz SAC,
Pallottistr. 3, 56176 Vallendar | Pfr. Herbert Busch,
Wassenbergerstr. 91, 52525 Heinsberg | Prälat Dr. Helmut
Moll, Kardinal-Frings-Str. 1-3, 50668 Köln

Unter Mitwirkung von Pfarrer Rolf-Peter Cremer, Kloster-
platz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof
12, 49074 Osnabrück | Dompropst Dr. Alois Jansen,
Danziger Str. 52a, 20099 Hamburg | Prälat Dr. Heiner
Koch, Marzellenstraße 32, 50668 Köln | Domkapitular
Martin Pietsch, Wundt-Straße 48-50, 14057 Berlin |
Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21,
31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath,
Zwölfling 16, 45127 Essen

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (02 21) 16 42-70 02 od. -70 01,
Fax (02 21) 16 42-70 05

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hamburg, Hildesheim, Köln, Osnabrück“ erscheint
monatlich im J. P. Bachem Verlag GmbH, Ursulaplatz 1,
50668 Köln | Der jährliche Bezugspreis beträgt 33,55 Euro
incl. MWSt. zzgl. Porto und Versandkosten | Einzelheft
2,80 Euro

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffas-
sung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit
Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Bespre-
chungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck:
Druckerei J. P. Bachem GmbH & Co. KG, Ursulaplatz 1,
50668 Köln

Heiner Koch

„Als die Sterndeuter wieder gegangen waren ...“ (Mt 2,13)

Sicherlich, es war für alle, die in der Vorbereitung auf den Weltjugendtag stehen, schon ärgerlich, dass wir das ursprünglich für den Schlussgottesdienst geplante Gelände in Sankt Augustin aufgrund eines drohend langen Rechtstreites verlassen mussten. Aber jetzt sind wir sehr froh, dass wir eine neue Heimat für das Abschlussfest des Weltjugendtags gefunden haben: das Marienfeld in der Kolpingstadt Kerpen. War das, was für uns ärgerlich war, vielleicht doch Fügung Gottes? Ich habe mir diese Frage schon oft gestellt, wenn ich auf dem Marienfeld spazieren gehe. Vielleicht kommen zum Weltjugendtag ja viel mehr Jugendliche als erwartet; das Marienfeld kann mehrere Hunderttausend Jugendliche mehr aufnehmen als das Gelände in Sankt Augustin. Vor allem aber ist das Gelände auf dem Marienfeld ein „heiliger Ort“, nicht erst, seit wir mit mehreren Hundert Jugendlichen am 10. Oktober, genau 10 Monate und 10 Tage vor der Feier des Weltjugendtagsabschlussgottesdienstes, mit einer Eucharistiefeier den Platz geistlich in Besitz nahmen. Dieses Gelände ist schon seit langem das, was es zum Weltjugendtag sein wird: ein Gottesdienstraum. Hier haben Zisterziensermönche aus einer baufälligen Kapelle eine Steinplastik der schmerzhaften Mutter Gottes geborgen. Diese Pietà, die um 1420 geschaffen wurde, ist seitdem Anlass vieler Wallfahrten gewesen. Noch weiter zurück aber reicht die Zeit des Gebetes und der Liturgie an diesem Ort: 1231 wurde hier die Zisterzienserinnen-Abtei Brothenbroich gegründet. 1448 übernahmen Zisterzienser die Abtei bis zur Säkularisation. So bauen wir jetzt für den Weltjugendtag eine Wallfahrtskirche für einen Tag auf einem Gelände, das seit vielen Jahrhunderten Wallfahrts-

stätte ist und an dem jahrhundertlang Schwestern und Mönche Liturgie gefeiert, gebetet und Anbetung gehalten haben. Im kommenden Jahr werden – so Gott will – auf diesem Marienfeld Hunderttausende von Jugendlichen mit dem Heiligen Vater zusammenkommen, um dieses geistliche Tun fortzuführen in der Nacht der Anbetung und in der Feier der Eucharistie am abschließenden Sonntag des Weltjugendtags. Allem Anschein nach war das Bemühen der Ordensleute an dieser Stelle gescheitert, sie mussten ihr Kloster räumen. Wie viel Kraft aber mag ihr Gebet in Wirklichkeit gehabt haben! Eine Wirkung ihres Betens zeigt sich hoffentlich auch jetzt, Jahrhunderte später, im Zusammensein der Jugend beim Weltjugendtag. So erweist sich wieder einmal: Nichts, was an Gutem, von Gottes Geist Erfülltem geschieht, „verläuft sich im Sand“ und bleibt wirkungslos. Wie oft engagieren sich Menschen mit größter Kraft und wie oft scheint all ihr Einsatz vergeblich. Eltern setzen sich für ihre Kinder ein und bewirken scheinbar nichts, Katechetinnen und Katecheten engagieren sich für die ihnen anvertrauten Kommunionkinder und ihre Familien und alle Mühen bleiben scheinbar fruchtlos. Priester opfern sich für ihre Gemeinden auf, jahrelang, Tag für Tag und sehen oftmals keine Früchte ihrer Arbeit. Diese Erfolglosigkeit ist für viele das Zermürbende, nicht die geleisteten Anstrengungen. Und doch werden alle Mühen, die wir Gott anvertrauen, nicht vergebens sein. Manchmal zeigen sie Wirkung erst zu Zeiten und in einer Weise, die uns unvorstellbar erscheint. Wer weiß, wie viel Glaubenskraft und Glaubensstärkung das Gebet der Zisterzienserinnen und Zisterzienser an der Stätte des Marienfeldes Jahrhun-

derte später den Jugendlichen des Weltjugendtags 2005 bringen wird. Schon dass solch ein Ereignis auf dem Gelände ihrer Abtei einmal stattfindet, haben sie sich sicherlich nie träumen lassen.

An einer Seite des Geländes des Marienfelds steht ein großer Stein, in den ein Satz Adolph Kolpings eingraviert ist. Ihn richtete Adolph Kolping an seinen Kaplan Theodor Wollersheim, der ihn auf seinem Lebens- und Glaubensweg gefordert und geprägt hat: „Deine Mühen werden nicht vergebens sein“. Sie waren es nicht und der Weg der Heiligen Drei Könige war es nicht und hoffentlich auch nicht das Gebet der Zisterzienser und Zisterzienserinnen auf dem Marienfeld, in deren betenden Händen wir den Weltjugendtag 2005 feiern werden.

Liebe Leserinnen und Leser,

am 8. Dezember jährt sich die Verkündigung des Dogmas von der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria. zum 150. Mal. **Bischof Dr. Franz-Josef Bode** von Osnabrück spürt der Bedeutsamkeit des Festgeheimnisses für unsere Zeit auf der Basis der alttestamentlichen Urgeschichte nach und ordnet es ein in die „Suchgeschichte“ zwischen Gott und Mensch.

Ins Neue Testament führt uns **Prof. Dr. Beate Kowalski**, seit kurzem Lehrbeauftragte auf dem Terence Albert O'Brien Lehrstuhl für Biblische Studien der Universität Limerick/Irland. Ihre Untersuchung der jesuanischen Gesprächsführung verbindet die ignatianische Methode der Schriftbetrachtung mit Überlegungen zur Gesprächsführung und Kommunikation. Mit dieser Brille ergeben sich neue Aspekte der Nachfolge: von Jesus lernen, mit anderen ein Gespräch zu führen.

Auf dem Hintergrund eigener Erfahrungen mit einem Glaubenskurs hält **P. Prof. Dr. Hubert Lenz SAC**, Professor für Pastoraltheologie an der Pallottiner-Hochschule Vallendar, ein Plädoyer für die Erwachsenenkatechese.

Herbert Busch und Birgit Schiller von der Beratungsstelle für Religions- und Weltanschauungsfragen im Bistum Aachen gehen der Frage nach, was eigentlich Spiritualität ist.

An einen Märtyrer der jüngeren Zeitgeschichte erinnert **Prälat Dr. Helmut Moll**, Beauftragter der DBK für die Erstellung des Martyrologiums des 20. Jahrhunderts sowie Beauftragter für Heilig- und Seligsprechungsverfahren im Erzbistum Köln.

Nach einer hoffentlich anregenden Lektüre in der Adventszeit wünsche ich Ihnen allen von Herzen ein gesegnetes, Ihnen für den Alltag Licht und Kraft spendendes Weihnachtsfest und verbleibe mit freundlichem Gruß

Ihr



Gunther Fleischer

Franz-Josef Bode

Gottes Erlösungs- „Konzept“

**Zum 150. Jahrestages des Dogmas
und zum Hochfest der ohne Erbsün-
de empfangene Jungfrau und Got-
tesmutter Maria am 8. Dezember¹**

Am 8. Dezember 1854 wurde von Papst Pius IX. in der Bulle „Ineffabilis Deus“ feierlich erklärt, dass Maria „im ersten Augenblick ihrer Empfängnis durch die einzigartige Gnade Gottes im Hinblick auf die Verdienste Christi Jesu, des Erlösers des Menschengeschlechtes, von jeglichem Makel der Urschuld unversehrt bewahrt wurde.“

110 Jahre später greift das II. Vatikanische Konzil diese Glaubensaussage auf und stellt sie in einen mehr ekklesiologischen Kontext: „Daher ist es nicht verwunderlich, dass es bei den heiligen Vätern gebräuchlich wurde, die Gottesmutter ganz heilig und von jeder Sündenmakel frei zu nennen, gewissermaßen vom Heiligen Geist gebildet und zu einer neuen Kreatur gemacht. Vom ersten Augenblick ihrer Empfängnis an im Glanz einer einzigartigen Heiligkeit, wird die Jungfrau von Nazareth vom Engel bei der Botschaft auf Gottes Geheiß als ‚voll der Gnade‘ begrüßt (Lk 1,28)“ (LG 56). „Daher wird sie auch als überragendes und völlig einzigartiges Glied der Kirche wie auch als ihr Typus und klarstes Urbild im Glauben und in der Liebe begrüßt, und die katholische Kirche verehrt sie, vom Heiligen Geist belehrt, in kindlicher Liebe als geliebte Mutter“ (LG 53).

„Die Immaculata-Lehre ist damit zuletzt Ausdruck der Gewissheit des Glaubens, dass es die heilige Kirche wirklich gibt – als Person und in Person. Sie ist in diesem Sinn Ausdruck für die Heilsgewissheit der Kirche“,

Mit all diesen hohen Erklärungen tun sich (nicht nur) unsere Zeitgenossen schwer, weil sie in dieser vom ersten Augenblick an geschenkten Freiheit von der Sünde die Freiheit der Antwort des Menschen gefährdet sehen. Wer aber Gottes Gnade groß genug annimmt, der weiß darum, dass sie Gnade ist, die mächtig genug ist, die Antwort zu wecken und die Freiheit, das Selbersein des Menschen mit einschließt und hervorlockt.

Die liturgischen Texte des „Hochfestes der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“, Gen 3,9-15.20 und Lk 1,26-38, führen uns auf ihre Weise an die unauslotbare, unaussprechliche (ineffabilis) Tiefe dieses Geheimnisses heran. Am Anfang des Alten Testaments steht eine Frage Gottes an den Menschen: „Adam, Mensch, wo bist du?“ (Gen 3,9). Und es folgen weitere Fragen. Am Anfang des Neuen Testaments steht eine Frage des Menschen an Gott: „Wie soll das geschehen?“ (Lk 1,34).

„Mensch, wo bist du?“ – Gott hat den Menschen erschaffen als sein Ebenbild, als Mann und Frau. Er wollte in seiner großen Liebe nicht bei sich bleiben, sondern ein Gegenüber im Menschen haben, keine Marionette, sondern einen Dialogpartner, ausgestattet mit Freiheit und Verantwortung vor Gott und für sich selbst und für die Schöpfung.

Und schon muss Gott diesen Menschen suchen: „Wo bist du?“ Schon hat der Mensch seine Freiheit missbraucht, schon beginnt die liebevolle Beziehung brüchig zu werden. Das Vertrauen bekommt Risse des Misstrauens. Die erste Sünde ist begangen, Sonderung, Entfremdung zwischen Mensch und Gott ist entstanden.

Aber Gott überlässt den Menschen nicht der Entfremdung, dem Versteckspiel, dem Widerspruch, sondern er sucht ihn, er geht ihm nach. Er hat nicht einen Menschen in

die Welt gesetzt, der ihn dann nicht mehr interessiert oder den er nur sich selbst überlässt in seiner Freiheit. Gott kümmert sich um ihn: „Wo bist du?“

Auf die Antwort Adams, er habe sich versteckt, weil er nackt sei, fragt Gott: „Wer hat dir gesagt, dass du nackt bist? Hast du von dem Baum gegessen?“ (Gen 3,11) Hast du von dem Baum gegessen, an dem sich deine Freiheit und deine Verantwortung bewähren sollten? Gott stellt den Menschen in Frage, weil der Mensch Gott in Frage gestellt hat. Die ursprüngliche Einheit Schöpfer/Geschöpf ist zerbrochen, weil dem Menschen die lockende Frucht wichtiger war als Gott selbst, weil seine eigenen Bedürfnisse und seine missverstandene Freiheit ihm wichtiger waren als die offene, klare Beziehung zu Gott und zum anderen Menschen, eine Beziehung, die keine Bekleidung, keine Verdeckung nötig hatte.

Dieses In-Frage-Stellen Gottes wird uns Menschen eigen bleiben, diese Grundversuchung, Gott nicht als Gott wahrzunehmen, als Grund aller Freiheit, sondern ihn als mich einengenden, mich niederhaltenden Gott anzusehen, der mir das Ausleben meines eigenen Ichs nicht gönnt. Dabei ist ihm doch nichts wichtiger, als dass der Mensch sich unter seiner Liebe entfalte und zu dem werde, was von Gott in ihn hineingelegt ist.

Der Mensch weiß nichts Besseres, als sich mit der Frau, seiner Partnerin, zu entschuldigen: „Die Frau, die du mir beigegeben hast, sie hat mir von dem Baum gegeben“ (Gen 3,12). Ein hilfloser Versuch, den eigenen Problemen zu entgehen. Auch darin werden wir Menschen Meister bleiben, uns vor Gott zu verstecken, zu flüchten, uns herauszureden, Schuld auf andere zu schieben oder die bösen Umstände verantwortlich zu machen.

Auch die nächste Frage Gottes an die Frau „Was hast du getan?“ erleidet das gleiche Schicksal, sie wird abgewälzt: „Die Schlange hat mich verführt“ (Gen 3,13). – Das Netz der

Ausreden, der Täuschung und Selbsttäuschung ist geknüpft.

Dabei bleibt es aber nicht. Adam nennt seine Frau Eva, das heißt in etwa „die Leben Schenkende“. Die Kette des Lebens ist durch die Sünde nicht zerrissen. Der Mensch bleibt weiter Teilhaber an der Schöpferkraft Gottes. Doch in diese Weitergabe des Lebendigen, des Lebens, ist der *Stachel im Fleisch* mit hineingegeben, die Grundversuchung, selbst wie Gott sein zu wollen, sich selbst oder die Dinge mindestens so wichtig zu nehmen wie Gott, wenn nicht wichtiger.

Es entsteht ein Schuldzusammenhang, eine Vernetzung, eine Struktur, ein Fortzeugen dieses Bruchs zwischen Gott und Mensch, der sich bis heute und bis in alle Zukunft ausweitet. Wir umschreiben das mit dem Begriff der Erbsünde. Niemand, der geboren wird, kann aus diesem Unheilszusammenhang, in den die Menschen und die Welt von Anfang an geraten sind, von sich aus aussteigen.

Gott bleibt weiter auf der Suche nach dem Menschen. Er überlässt seinen Menschen nicht der Umgarnung durch die Schlange. Er bleibt auf der Suche nach ihm mit unendlicher Liebeskraft, wovon die Bibel in allen Variationen kündigt. Gott ist ein eifersüchtiger Liebhaber, der seine Geliebte nicht einfach laufen lässt.

Nach vielen Versuchen in der Heilsgeschichte setzt er dann ganz neu an bei der neuen Eva, die im Evangelium dem Engel Gottes, der Kraft Gottes begegnet: Maria. Sie soll das Tor sein, durch das sich Gott in Jesus Christus selbst in die menschliche Verstrickung begibt bis zur bitteren Neige, bis zum Tod am Kreuz. Paulus wagt sogar zu sagen: Er, Christus, ist für uns zur Sünde geworden (vgl. 2 Kor 5,21). An einer Stelle zerreißt Gott das Netz des Bösen, an einer Stelle durchbricht er den Teufelskreis und bildet einen ganz neuen Heilszusammenhang: das Netz des Reiches Gottes, ein Netz, das uns nicht in die Sünde und den Tod verstrickt, sondern ins Heil, ins Leben.

Gott macht einen total neuen Anfang – nur er allein kann ihn machen – bei einer Frau namens Maria, die er von sich aus – aus Gnade – von Anfang an der Erbsünde entreißt, um durch sie den Sohn, sein Innigstes, sich selbst zur Welt zu bringen und so ein für alle Mal die große Vernetzung der Sünde aufzureißen. Sie wird dadurch nicht ungeschehen gemacht, aber sie hält dem Heil nicht mehr stand, so dass Menschen sich nicht mehr nur verstricken, sondern eben in neue Freiheit gelangen. Gott hat das auf eine Weise getan, wie nur er es kann, indem er Maria von der Empfängnis im Leib ihrer Mutter an dafür bereitete. Das gerade feiern wir heute!

Sie selbst kann über ihre Begnadung nur staunen, sie muss nachdenken und eben die Frage stellen, die jeder Mensch stellt: „Wie soll das geschehen?“ Gott, der dem Menschen nachgeht, ihn sucht und auf unerwartete, ungeahnte Weise mit ihm neu anfängt, kann von uns eigentlich nur diese Frage erwarten: Wie soll, wie kann das geschehen? Und das ist auch die einzig angemessene Reaktion diesem Geheimnis gegenüber, weil dieser Neuanfang Gottes mit dem Menschen nicht zu fassen ist. Die Worte des Engels: „Fürchte dich nicht, Maria, denn du hast bei Gott Gnade gefunden... Denn für Gott ist nichts unmöglich“ (vgl. Lk 1,30.37) muss Maria und uns als Begründung genügen. „Der Herr ist mit dir“, der Herr ist mit euch (Lk 1,28).

Das heißt für jeden einzelnen von uns in seinem persönlichen Leben, aber auch für die Kirche als ganze: Gott bereitet auch zu Zeiten, wo wir es nicht erwarten und noch längst nichts Neues sehen, schon sein Heil vor auf eine Weise, die wir nicht in der Hand haben, so wie er in Maria das Heil bereitete, bevor es ihr der Engel verkündete.

So feiern wir dieses Geheimnis in den winterlichen Tagen des Dezember als Fest des anbrechenden Frühlings von Gott her, den kein Mensch aus eigener Machenschaft herbeiführen kann, als ein Zeichen der Hoff-

nung für unsere Kirche, in der sich zur Zeit so viele von ihr entfremden und entfernen. Auch in dieser Kirche bereitet sich Neues vor, das mehr der Gnade Gottes entstammt als unseren Konzepten und Strategien. Ein neues Vertrauen auf diese vorbereitende Wirkkraft Gottes bringt uns weiter als alle wehleidigen Resignationen! Gottes Konzept ist in Maria, ist in dieser „immaculata conceptio“, in dieser Unbefleckten Empfängnis unendlich größer und weiter als alle unsere eigenen Konzepte. Darin liegt die große Hoffnung dieses wahrhaft adventlichen Geheimnisses.

Vielleicht ist die 150ste Wiederkehr der feierlichen Erklärung der „Immaculata Conceptio“ durch die Kirche eine Herausforderung, den neuen Anfängen Gottes zu trauen, die er auch in unserer Zeit setzen will. Die tiefe Wahrnehmung vieler Menschen: So geht es nicht weiter! öffnet für eine neue verborgene oder offene Sehnsucht nach dem Größeren, der ungeahnte Möglichkeiten hat. Auf diese Suche der Menschen: Gott wo bist du? antwortet Gott: Mensch, wo bist du? Nicht nur der Mensch ist auf der Suche nach Gott, sondern viel mehr und tiefer ist Gott auf der Suche nach dem Menschen! –, und das unumkehrbar seit seiner Ankunft beim Menschen in Maria, in der er uns das *Konzept* seiner Erlösung offenbart hat.

Anmerkung:

- ¹ Für diesen Beitrag erheblich erweiterte Fassung des Kapitels „Hochfest der ohne Erbsünde empfangenen Jungfrau und Gottesmutter Maria“ aus: Bischof Franz-Josef Bode, Unverschämte Hoffnung. Ein geistlicher Begleiter durch die Advents- und Weihnachtszeit. Freiburg – Basel – Wien 2003, 31–38.

Jesuanische Gesprächs- führung ...

... am Beispiel Joh 6,1-15¹

Einführung

Der Titel des folgenden Beitrags „Jesuanische Gesprächsführung“ ist ungewöhnlich, findet sich nicht als Titel von Publikationen und ist auch kein Gegenstand wissenschaftlicher Tagungen.² Dennoch ist die Sache, die mit der Thematik angezielt wird, hochaktuell: Es geht um Kommunikationsweisen Jesu, genauer um die Frage, wie Jesus mit den verschiedenen Menschen, denen er begegnet ist, umgegangen ist: mit Suchenden und Fragenden, Verlorenen und Zweifelnden, Kritischen und Ablehnenden, Verurteilenden und Verleumdenden. Wie ist seine Haltung diesen Menschen gegenüber? Wie wird er ihnen gerecht?

Welche Maßstäbe für ein gelungenes Gespräch und eine gute Begegnung lassen sich an der Haltung Jesu ablesen? Welchen Rat gibt er im Umgang mit schwierigen und/oder gegnerischen Personen? Wie geht er mit denen um, die verzweifelt sind? Respekt und Achtung gegenüber der Würde eines jeden Menschen gehören selbstverständlich zur Grundhaltung Jesu. Aber wie äußert sich diese konkret?

Die aufgezeigten Fragen fordern heraus, die Bibeltexte nicht mit den gängigen historisch-kritischen Methoden der Exegese zu untersuchen, sondern mit Hilfe verschiedener kommunikativer Ansätze zu erschließen. Exemplarisch wird an einer ausgewählten Perikope, dem Wunder der Brotvermehrung nach Joh 6,1-15, der Versuch aufgezeigt, historisch-kritische Exegese, kommunikations-

theoretische Ansätze und ignatianische Spiritualität miteinander zu verbinden (2.). Der konkreten Auslegung des Textes werden methodische Vorüberlegungen vorangestellt (1.); weiterführende Aspekte der jesuanischen Gesprächsführung, wie sie aus der Untersuchung anderer ntl. Perikopen sichtbar werden, beschließen den Beitrag (3.).

Methodische Vorüberlegungen

Eine „direkte“ Rekonstruktion der „jesuanischen Gesprächsführung“ aus den ntl. Evangelien ist ebensowenig möglich, wie die „ipsissima vox Jesu“ (d. h. die ursprünglichen, echten Jesusworte) zu rekonstruieren.³ Die Kommunikationsweise Jesu lässt sich allenfalls mit Hilfe historisch-kritischer Methoden, die zwischen Tradition und Redaktion unterscheiden und den Text historisch einordnen, erschließen. Dabei werden die sprachlich-rhetorischen und theologischen Akzente der Verfasser der Evangelien sichtbar (Redaktionsgeschichte).

Narrative Methoden nehmen das Kommunikationsgefüge der Perikopen in den Blick und fragen nach der Wirkung auf seine Adressaten (Rezeptionsästhetik): Bei den Evangelientexten kann man zwischen einer textinternen und textexternen Ebene der Kommunikation unterscheiden. Die textinterne Ebene beinhaltet die fortlaufende Erzählzeit; zu ihr gehört der Erzählplan und die Erzählperspektive (= Art und Weise, wie der Autor seine Geschichte präsentiert). Die textexterne Ebene richtet sich mittels impliziter oder expliziter Hinweise an die Adressaten der Jesusgeschichte (Kommentare, Erklärungen, Aufforderungen etc):

Die Rezeption des Textes durch die Adressaten, der Lesevorgang, ist ein weiterer Kommunikationsvorgang. In vielfältiger und subjektiv sehr unterschiedlicher Weise wird der Dialog mit dem erzählten Geschehen (Identifikation, Rollenübernahme, emotionale Reaktionen) aufgenommen. Beide Ebenen sind miteinander verbunden (H.-G. Gadamer spricht von einer „Horizontverschmelzung“). Kommunikation geschieht auf

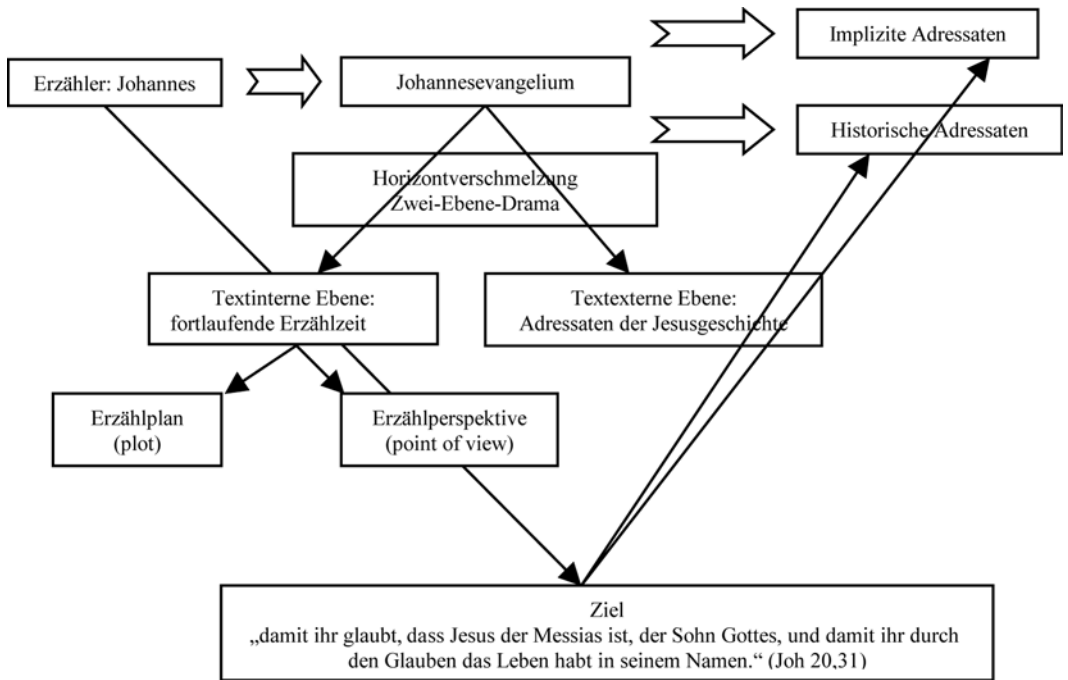


Abbildung 1: Textinterne und textexterne Kommunikation im Joh

beiden Ebenen durch: Textstruktur, Ortsangaben, Zeitangaben, Personen, Bilder, Verben der Bewegungen, der Sinneswahrnehmung und -äußerung, Dialoganteile, Reden, Gebete, Bezüge und Kompositionstechnik – literarische Mittel (Kommentierung des Verfassers, Ironie, Missverständnis etc.), Verar-

beitung von Quellen (AT, zwischentestamentliche Literatur).

Der ignatianische Ansatz der Schriftbetrachtung ergänzt und bereichert die beiden genannten Methoden zur Erschließung der jesuanischen Gesprächsführung:

Text	Gebet zur Vorbereitung	Hinführung - Geschichte - Schauplatz - Bitte	Betrachtung - Verkosten - Besinnung auf mich selbst	Gespräch	Rückblick ↓ Notizen	Wiederholung
- Lesen - Punkte						

Abbildung 2: Die ignatianische Methode der Schriftbetrachtung⁴

Ebenso wie die historisch-kritischen Methoden, die nach dem konkreten geschichtlichen Ort (Verfasser, Ort und Zeit) und der Entstehungsgeschichte (Methode der Literarkritik) einer Perikope fragen, und analog zur Analyse der narrativen Struktur, die besonders auf die Kommunikationsverhältnisse (Redeanteile, Akteure, dramatische Techniken etc.)⁵ einer Erzählung achtet, beginnt die

ignatianische Methode mit dem Aufbau des Schauplatzes der Handlung. Die konkrete biblische Szene wird vor Augen geführt, durch die „Punkte“ zur Einführung in die Meditation wird eine einfache Aufschlüsselung der wichtigsten theologischen Aspekte gegeben.⁶ Die ignatianische Schriftbetrachtung ist in einigen Aspekten kongruent mit den Methoden der gegenwärtigen Exegese.

Sie bereichert sie insofern, als sie bewusst nach dem geistlichen Schriftsinn, d. h. nach der christologischen und theologischen Dimension für das konkrete Leben des Betrachtenden, fragt.⁷ Dabei spricht sie die persönliche Ebene ebenso an wie den Intellekt.⁸ Kopf und Verstand werden gleichermaßen gefordert und in Einklang miteinander gebracht.⁹

Die ignatianische Methode der Schriftbetrachtung wird ergänzt durch Überlegungen zur Gesprächsführung und Kommunikation. In einem Brief, den Ignatius aus Anlass des Trienter Konzils verfasst hat, gibt er Ratschläge für die Gesprächsführung seiner Mitbrüder bei der Konzilsversammlung. Dazu hat er die Empfehlung ausgesprochen, neben den Sitzungsterminen konkrete seelsorgliche Aufgaben wahrzunehmen, um den Gesprächen Bodenhaftung in der Realität zu geben. Theorie und Praxis werden miteinander verbunden.¹⁰

Die Regeln des Ignatius entstammen der Meditation biblischer Texte, insbesondere des Verhaltens Jesu. Welche konkrete biblische Szene Anlass für die einzelnen Regeln gewesen ist, lässt sich nicht rekonstruieren. Dennoch ist es möglich, biblische Szenen mit ihnen in Verbindung zu bringen und die Gesprächsführung Jesu mit der ignatianischen Deutung zu korrelieren. Eine der Regeln wird im folgenden mit der Erzählung von der Brotvermehrung nach Joh 6,1-15 in Verbindung gebracht.

Das Wunder der Brotvermehrung nach Joh 6,1-15

Eine der ignatianischen Regeln für gelungene Kommunikation lautet:

„[Nochmals], ich wäre langsam im Sprechen, würde beim Zuhören zu lernen suchen und bliebe dabei innerlich ruhig, um die Gedanken, Gefühle und Absichten der Sprecher aufzufassen und hernach um so besser zu antworten bzw. um so besser zu schweigen.“¹¹

Ignatius betont, im Sprechen langsam und beim Hören aufmerksam zu sein für die Gedanken, Gefühle und Motivationen des Ge-

sprächspartners, um besser abwägen zu können, wann es sinnvoller ist zu sprechen oder zu schweigen.

Wie wäre Jesus mit diesem Rat umgegangen? Wann schweigt Jesus und wann spricht er? Wie sind seine Methoden der Kommunikation und Aufmerksamkeit für die Menschen? An der Erzählung von der Brotvermehrung im Joh werden diese Fragen nachfolgend näher untersucht.

Joh 6,1-15 - strukturierte Übersetzung nach Fridolin Stier¹²

Der Schauplatz

- (1) Danach ging Jesus weg,
jenseits des Sees von Galiläa, des von
Tiberias.
- (2) Es folgten ihm aber eine große Menschenmenge,
weil sie die Zeichen sahen,
die er an den Kranken tat.
- (3) Jesus aber ging auf den Berg,
und dort setzte er sich mit seinen
Jüngern.
- (4) Es war aber nahe das Pascha, das Fest
der Juden.

Dialog mit den Jüngern

- (5) Erhebend Jesus nun die Augen hebt
und sehend,
daß eine große Menschenmenge zu
ihm kommt,
sagt er zu Philippus:
Wo sollen wir Brot kaufen,
daß diese essen?
- (6) Das aber sagte er,
ihn versuchend;
denn er selber wußte,
was er tun wollte.
- (7) Philippus antwortete ihm:
Brot für zweihundert Denare
genügen nicht für sie,
damit jeder ein wenig erhält.
- (8) Es sagt zu ihm einer von seinen Jüngern,
Andreas, der Bruder des Simon
Petrus:

- (9) Es ist ein kleiner Junge hier,
der hat fünf Gerstenbrote und zwei
Fische.
Aber was ist das für so viele?
- (10) Es sprach Jesus:
Macht,
daß die Menschen sich lagern.
Es war aber viel Gras an dem Ort.
Sie lagerten sich nun, die Männer
um fünftausend an der Zahl.

Nehmen, Danken, Teilen und Sammeln
des Brotes

- (11) Jesus nahm nun die Brote,
dankend teilte er den Gelagerten aus;
ebenso auch von den Fischen, soviel
sie wollten.
- (12) Als sie dann voll gesättigt waren,
sagt er zu seinen Jüngern:
Sammelt die übriggebliebenen

Brocken, damit nichts zugrunde
geht.

- (13) Sie sammelten nun
und füllten zwölf Körbe mit Brocken,
von den Gerstenbrotten,
die den Essenden übriggeblieben
waren.

Reaktion der Menschenmenge und Jesu

- (14) Die Menschen nun sehend,
welches Zeichen er getan hatte,
sagten:
Dieser ist wahrhaftig der Prophet,
der in die Welt kommende.
- (15) Jesus nun erkennend,
daß sie im Begriff waren zu kommen
ihn zu ergreifen,
damit sie ihn machten zum König,
zog er sich wiederum zurück auf den
Berg, er allein.

Eine narrative Analyse der Akteure und ihrer Handlungen in dieser Erzählung lässt die Kommunikationsweisen Jesu deutlich erkennen. Die Erzählung lässt sich in vier Abschnitte gliedern:

V.1-4	Aufbau des Schauplatzes
V.5-10	Dialog mit den Jüngern
V.11-13	Nehmen, Danken, Teilen und Sammeln des Brotes
V.14f	Reaktion der Menschenmenge und Jesu

Abbildung 3: Struktur von Joh 6,1-15

In den ersten vier Versen baut Joh – um mit Ignatius zu sprechen – den Schauplatz auf: Jesus, eine große Menschenmenge, seine Jünger sind die Akteure, ein Berg in der Nähe des Sees von Tiberias ist der Ort des Ereignisses. Es folgt ein Dialog mit den Jüngern, der die anschließende Handlung vorbereitet; diese bildet das Zentrum der Erzählung. Die Reaktionen der Menschenmenge und Jesu sind der Abschluss, der mit dem Aufbau des Schauplatzes korrespondiert (Berg als Ort: V.3.15).

Für die Frage nach der Gesprächsführung Jesu ist es interessant zu fragen, wie er auf diese beiden unterschiedlichen Gruppen eingeht: auf die Jünger, die zu seinen engsten Vertrauten gehören und dennoch von starken Zweifeln geplagt sind, und auf die

Menschenmenge, die ihm aufgrund der Heilungen folgt. Dazu helfen verschiedene Blickwinkel auf die Erzählung. Eine Analyse nonverbaler Äußerungen ergibt folgendes Ergebnis:

Jesus	Jünger	Menschenmenge
		V.2: sahen
V.5: sehend		
		V.14: sehend
V.15: erkennend		

Abbildung 4: Analyse nonverbaler Äußerungen

Nonverbale Kommunikation mittels der Sinneswahrnehmung des Sehens wird von Jesus und der Menschenmenge erzählt: Die Menschenmenge sieht die Heilungen Jesu,

Jesus sieht die zu ihm kommenden Menschen und diese sehen Jesu Zeichen der Brotvermehrung. Schweigend vollzieht sich hier das Wesentliche.

„Sehen“ bedeutet im Joh immer mehr als ein vordergründiger sensorischer Effekt; im Sehen ist nach Joh Vorstellung der Aspekt des Glaubens enthalten.¹³ Damit werden die vielen Menschen bereits am Anfang besonders hervorgehoben und den Jüngern kontrastierend¹⁴ gegenüber gestellt, die im zweiten Abschnitt in Gestalt von Philippus und Andreas als Zweifelnde charakterisiert werden. Der anfängliche Glaube der Menschenmenge, die diese zur Nachfolge Jesu motiviert hat, findet im Schlussabschnitt V.14f sein verbales Bekenntnis. Erst dort bricht die Menge ihr Schweigen.

Es fällt auf, dass Jesus mit der Menschenmenge nur nonverbal kommuniziert

und damit ihrem schweigenden Blick begegnet. Er antwortet auf die Blicke, die Sehweise der Menschen, durch seinen aufmerksamen Blick. Im Blick auf die Menschenmenge, die Jesu Heilungen gesehen hat, sieht er ihre Suchbewegung und ihre große Sehnsucht nach Heil. Der Blick Jesu meint eine Haltung der Offenheit für den je anderen, der letztlich zur personalen Begegnung und damit zum Glauben führt. Jesus spricht die Menschenmenge nicht direkt an, sondern wählt den Weg über die Jünger. Das bedeutet jedoch nicht, dass er sie über ihre Köpfe hinweg zu Objekten der Seelsorge werden lässt; der gegenseitige Blick – das Sehen der Heilungen durch Jesus und das Sehen der Nachfolge der Menschenmenge – ist vielmehr Ausdruck intensiver Kommunikation, d. h. der Aufmerksamkeit für den ganzen Menschen.

Eine Analyse der Gesprächsanteile ergibt folgendes Bild:

Jesus	Jünger	Menschenmenge
V.5: Jesus zu Philippus: Wo sollen wir Brot kaufen, dass diese essen?	V.7: Philippus zu Jesus: Brot für zweihundert Denare genügen nicht für sie, damit jeder ein wenig erhält.	
	V.8: Andreas zu Jesus: Es ist ein kleiner Junge hier, der hat fünf Gerstenbrote und zwei Fische. Aber was ist das für so viele?	- schweigen -
V.10: Jesus zu den Jüngern: Macht, dass die Menschen sich lagern.		
V.12: Jesus zu den Jüngern: Sammelt die übrig- gebliebenen Brocken, damit nichts zugrunde geht.	- schweigen -	
- schweigen -		V.14: Menschenmenge - Bekenntnis: Dieser ist wahrhaftig der Prophet, der in die Welt kommende.

Abbildung 5: Analyse der Gesprächsanteile

Jesus stellt sich als Hauptsprecher und Handlungsträger der Brotvermehrungserzäh-

lung heraus. Er richtet ein Wort an Philippus und gibt zweimal einen Auftrag an seine Jün-

ger für die Menschenmenge. Die zentrale Handlung, das Nehmen, Danken, Teilen des Brotes geschieht schweigend. Ebenso entzieht er sich am Ende schweigend dem Bekenntnis der Menschen.

Von der Menschenmenge ist nur eine Äußerung am Ende überliefert: ihr (aus joh Sicht vorläufiges) Bekenntnis zu Jesus, dem Propheten (vgl. das Bekenntnis der Samariterin 4,19). Es ist analog zu ihrer eigenen Lebenssituation formuliert: sie sind Kommende zu Jesus (6,5) und glauben an den Kommenden in die Welt.

Die Äußerungen der Jünger sind ebenfalls sehr sparsam; sie lassen in beiden Fällen die Zweifel und das Unverständnis angesichts der Aufforderungen Jesu erkennen. Wie sie auf die dritte Äußerung Jesu, die Aufforderung zum Sammeln, reagieren, verrät der Text nicht. Eine verbale Reaktion der Jünger wird nicht erzählt; sie sammeln kommentarlos und widerspruchlos die übriggebliebenen Brotstücke ein.

In der Erzählung finden sich auch Hinweise auf eine explizite Kommunikation auf der textexternen Ebene mit den Adressaten des Joh. Zweimal sind sogenannte Parenthesen eingebaut, die als Kommentar die Handlung kommentieren:

- | | |
|------|--|
| V.6 | Das aber sagte er,
ihn versuchend;
denn er selber wußte,
was er tun wollte. |
| V.10 | Es war aber viel Gras an dem Ort. |

Abbildung 6: Joh Parenthesen – textexterne Kommunikation

Die erste Parenthese interpretiert die Intention der an Philippus gerichteten Frage als Prüfungsfrage, die dieser rational vernünftig, nicht aber auf der Ebene eines Jesus vertrauenden Glaubens beantwortet. Jesus wird durch den Kommentar als allwissend dargestellt, der sich der Absicht seiner Handlung bewusst ist. Philippus erscheint als Zweifeln-der, der nur die vordergründige Realität wahrnimmt und keinen Vertrauensglauben hat. Beide werden durch diese Kommentierung für die Leser/-innen stärker profiliert.

Die zweite Parenthese beschreibt die Gegend und betont das viele Gras vor Ort. Damit wird auf Ps 22 angespielt und Jesus assoziativ in die Rolle des Hirten versetzt, der sich um die Menschen sorgt. Für die Adressaten ist diese Ortsbeschreibung eine Antizipation des folgenden Geschehens der Brotvermehrung und der in Kapitel 10 folgenden Hirtenrede, in der Jesus seine Lebenshingabe und -annahme als Kennzeichen seines Hirtendaseins offenbart.

Ordnet man die Erzählung in den Kontext der joh Gemeinde ein, dann erhalten die Hintergründe der jesuanischen Gesprächsführung Profil. Es ist ja nicht unerheblich, warum jemand etwas sagt oder schweigt. Auf die Motivation der Kommunikation eines Menschen achtet nicht nur Ignatius, sondern auch die historisch-kritische Exegese, wenn sie nach dem Sitz im Leben fragt. Das Joh richtet sich an einen Gemeindeverband, der unter sozialem Druck von außen in eine Glaubenskrise geraten ist. Sein Ziel ist es, Menschen zum Glauben an Jesus, den Christus, den Sohn Gottes zu führen (vgl. Abb. 1 und Joh 20,31). Anhand von Begegnungserzählungen, mittels der Reden Jesu und verschiedener anderer rhetorischer und narrativer Strategien versucht der Erzähler dieses mystagogische Ziel zu vermitteln.

Die Brotvermehrungserzählung gibt zu erkennen, dass der engere Kreis um Jesus keineswegs frei ist von Zweifeln; auch die Menschenmenge glaubt (noch) vordergründig aufgrund der Zeichen, nicht aber aufgrund der personalen Beziehung zu Jesus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Beide Typen von Menschen werden sich auch in den joh Gemeinden gefunden haben: Zweifelnde und vordergründig Glaubende. Ihnen bietet das Joh mittels der Brotvermehrungserzählung eine Hilfe an, zum wahren Glauben an Jesus, das Lebensbrot, zu finden. Indem Jesus als behutsamer Seelsorger beschrieben wird, der weder die Jünger noch die Menschenmenge bloßstellt, sondern einen Weg findet, beide in ihrem Glauben weiterzuführen, wird die jesuanische Gesprächsführung aus der Perspektive des Erzählers Johannes sichtbar. Jesus handelt schweigend

angesichts der sichtbaren Sehnsucht der Menschen nach Heil und Heilung, er spricht angesichts der sichtbaren Zweifel in den Augen der Jünger. Beide Gruppen spielt er nicht gegeneinander aus, beide bewertet er nicht. Zweifelnde und vordergründig Glaubende dürfen zunächst einmal sein, sie haben ein Existenzrecht in der joh Gemeinde. Beide erhalten jedoch mit der Erzählung des Evangeliums das Angebot, behutsam weitergeführt zu werden.

Für die (pastorale) Praxis des Alltags, des alltäglichen Umgangs mit Menschen, kann man aus der jesuanischen Gesprächsführung dieser Erzählung und der Regel des Ignatius entnehmen, dass langsames Sprechen, Lernen beim Zuhören mit innerlicher Ruhe helfen, um angemessen antworten oder schweigen zu können. Nur im ruhigen Aufmerksamkeitsein für den/die Gesprächspartner/-in kann die Grundsehnsucht erkannt werden und echte Kommunikation gelingen.

Weitere Aspekte Jesuanischer Gesprächsführung

Die Auseinandersetzung mit anderen Perikopen lässt weitere Aspekte der jesuanischen Gesprächsführung erkennen, von denen nachfolgend einige genannt werden. Zunächst einige allgemeine Regeln, die sich aus den unterschiedlichen Gesprächen erkennen lassen:

Voraussetzung der gelungenen jesuanischen Gesprächsführung sind Jesu Authentizität, das Bewusstsein für seine Sendung, seine bleibende, ununterbrochene Verbundenheit mit seinem Vater im Gebet und die in der Tauerzählung grundlegende Gottessohnschaft.

Die jesuanische Gesprächsführung ist entgegen dem Eindruck der nachfolgenden systematisierenden Darstellung keine anstudierte Technik. Höchste Authentizität, Jesu unwiderstehliches Mit-den-Menschen-Sein und seine grenzenlose Hingabe an und für sie machen seine Gesprächsführung von ihrem inneren Wesenskern aus. Die tiefste Motivation der jesuanischen Gesprächs-

führung ist seine liebevolle Zuwendung zu den Menschen und sein ehrliches Interesse an ihnen.

Jesu Rede ist zielgerichtet auf die Inhalte seiner Sendung; sie führt schnell aus profanen Gesprächen zu wesentlichen religiösen Themen. In den kleinsten Alltäglichkeiten, den Gegebenheiten des Alltags, findet Jesus einen Anknüpfungspunkt, um vom Wesentlichen, vom Eigentlichen, d. h. von seinem Vater zu sprechen. Bis in kleine Details der Gesprächsführung hinein wird deutlich, dass sich Jesus seiner Sendung bewusst ist und keine Zeit mit unnötigen Worten verschenkt. Dennoch holt er die Menschen da ab, wo sie stehen – er lässt sie aber nicht da stehen, wo sie sind, sondern führt sie weiter auf den Weg des Heils. Jesus löst durch seine Gesprächsführung ein Nachdenken über seine Identität und Sendung aus.

Für die jesuanische Gesprächsführung ist das Zuhören und Wahrnehmen des jeweiligen Gegenübers eine grundlegende und zentrale Voraussetzung. Sie ist auf die Notleidenden, Marginalisierten und ehrlich Suchenden ausgerichtet, nicht auf die Mächtigen und Unehrliehen (vgl. Joh 7,53-8,11). Jesu Sensibilität für die inneren Suchbewegungen eines Menschen ermöglichen es ihm, das treffende Heilswort an den Betroffenen zu richten.

Jesus vermeidet Autoritätsargumente, weil sie jeden echten Dialog beenden, eine Schwäche im Denken offenbaren, Ausdruck einer persönlichen, charakterlichen Schwäche sind, den jeweiligen Dialogpartner nicht ernst nehmen, einen exklusiven, exkommunikativen Charakter haben, „tote“ Argumente sind und eine Diskussion schwächen. Positiv gewendet bedeutet das: Jesus sucht den echten Dialog, führt vernünftige, durchdachte Gespräche, nimmt sein Gegenüber ernst, grenzt nicht aus und schwächt nicht die Diskussion.

Jesus bewahrt in Dialogen und Argumentationen den Blick auf die Grundbeziehung zu seinem Vater. Gerade in Krisenzeiten hält er in Treue an der Autorität Gottes fest. Er gibt auch in krisenhaften Dialogen nichts vom eigenen Lebensgrund auf und verrät die

grundlegende Beziehung zu seinem Vater nicht.

Die Argumentation Jesu ist stets situationsgemäß. Er wird „allen alles“ (1 Kor 9,22), um mit Paulus zu sprechen. Seine Sprache passt sich dem Wissensstand und der Lebenssituation seines jeweiligen Gegenübers an. Bei allem bleibt er jedoch sachlich-nüchtern. Seine Worte sind kurz und bündig, jedoch inhaltsschwer und performativ: sie bewirken, was sie sagen. Sie sind gut gewählt, können und dürfen in der Öffentlichkeit gehört werden und sind für diese bestimmt.

Im Umgang mit seinen Gegnern fällt auf, dass er sachlich-vernunftmäßig und angemessen auf der jeweiligen gedanklichen und sprachlichen Ebene argumentiert. Gegnerische Einwürfe beachtet Jesus nicht, wenn sie sich gegen seine Heilswendung zu Sündern und Hilfsbedürftigen wenden. Durch diese Gesprächstechnik stellt Jesus den Menschen in den Mittelpunkt, dem er sich gerade zuwendet (vgl. Lk 7,36-50).

Auf provozierende Äußerungen seiner Gegner, die eine Falle intendieren, fällt Jesus nicht herein; stattdessen schweigt er und wendet sich denen zu, die seine Hilfe nötig haben. Auch wenn er es nicht zulässt, sich vorzeitig seinen Gegnern auszuliefern, weicht er Auseinandersetzungen nicht aus.

Im Umgang mit Suchenden fällt auf, dass Jesus nicht mit der Tür ins Haus fällt, sondern sie behutsam begleitet und ihr Lebenshaus durch deren Tür betritt. Er erweckt ihre Neugier und verstärkt die Sehnsucht nach dem Heil, das er ihnen anbietet und vermittelt (vgl. Lk 19,1-10).

Jesus kann gegebenenfalls zum Sprachrohr für die Lebensgeschichte eines Menschen werden und stellvertretend für sie die beschämende Wahrheit über das eigene Leben verbalisieren (vgl. Joh 4,1-42). Er beschämt jedoch niemals und stellt einen Menschen nicht bloß, vielmehr geht es ihm um die Wahrheit, die gut und heilsam ist.

Jesus fordert in und durch seine Gesprächsführung die Suchenden zum Umdenken heraus: Dem Leistungs-Lohn-Denken stellt er Gottvertrauen und Loslassen-Können entgegen, einer äußerlichen Gottesver-

ehrung die innere Beziehung zu seinem Vater (vgl. Mk 10,17-31).

Im Umgang mit dem „Diabolo“ (dem Entzweier) besteht Jesus Versuchungen durch seine Beziehung zum Wort Gottes (vgl. Mt 4,1-11). Es ist für ihn eine lebendige Realität und aufgrund seiner beständigen Gottesbeziehung ein zulässiges Autoritätsargument, d.h. er instrumentalisiert es nicht, benutzt die Schrift nicht fundamentalistisch¹⁵ oder als Steinbruch für treffende Argumente.

Es ließen sich weitere Aspekte der typischen Gesprächsführung Jesu mühelos ergänzen. Für die pastorale Praxis sind die Erzählungen der Evangelien eine wahre Fundgrube zum Erlernen einer jesuanisch geprägten Kommunikationsweise.

Anmerkungen:

- ¹ Die folgenden Überlegungen gehen auf eine Vorlesung zurück, die ich im WS 2003/04 an der Theologischen Fakultät Paderborn im Rahmen des Studiengangs Caritaswissenschaften gehalten habe. Meinen Hörerinnen und Hörern bin ich sehr dankbar für ihr großes Interesse am Thema und die Ermutigung zur Veröffentlichung.
- ² W. Lambert SJ hat die Thematik verschiedentlich unter dem Stichwort der Kommunikation bearbeitet. Vgl. dazu auch W. Lambert: Die Kunst der Kommunikation. Entdeckungen mit Ignatius von Loyola, Freiburg/Basel/Wien 1999 und ders., Eine Pastoral des Kommunizierens. Ignatius von Loyola und die Kunst der Kommunikation. Überarbeiteter Vortrag zum Herz-Jesu-Fest am 22. Juni 2001, in: Korrespondenzblatt des Canisianums 135 (2001/02) 2-13.
- ³ G. Theißen/A. Merz: Der historische Jesus. Ein Lehrbuch. Göttingen 1997, 21-33. Die Autoren stellen eine Übersicht über die Geschichte der Leben-Jesu-Forschung dar.
- ⁴ Die Abbildung ist in kleiner Variation übernommen von G. Fischer: Wege in die Bibel. Leitfaden zur Auslegung. Unter Mitarbeit von Boris Repschinski / Andreas Vonach. Stuttgart 2000, 169.
- ⁵ J. L. Ska: Our Fathers Have Told Us. Introduction to the Analysis of Hebrew Narratives (Subsidia biblica 13). Rom 1990.
- ⁶ Vgl. dazu den Abschnitt „Die Geheimnisse des Lebens Christi unseres Herrn“ in: Ignatius von Loyola, Geistliche Übungen. Übertragung und Erklärung von Adolf Haas. Mit einem Vorwort von Karl Rahner. Freiburg/Basel/Wien 1991, 85-103 [EB 261-312].

- ⁷ Vierfacher Schriftsinn: 1. Literalsinn, 2. geistlicher Sinn, 3. moralischer Sinn, 4. anagogischer Sinn.
- ⁸ Ignatius gebraucht häufig in seinem Exerzitienbuch die Begriffe „Gedächtnis“ und „Verstand“ (vgl. z. B.: EB 52). Seine geistlichen Übungen sind auf den Gebrauch der Vernunft ausgerichtet und bleiben nicht beim „persönlichen Betroffensein“ durch das Wort Gottes.
- ⁹ Vgl. dazu auch P. Wolff: Den Gefühlen trauen und den Kopf gebrauchen. Die Kunst der Entscheidung nach der Methode des Ignatius von Loyola. Aus dem Amerikanischen übersetzt von P. Radbert Kohlhaas. Freiburg/Basel/Wien 1993.
- ¹⁰ „Deshalb wäre ich [an Ihrer Stelle] langsam, bedächtig, liebevoll im Sprechen, besonders wenn es sich um die Erklärung von Dingen handelt, die auf dem Konzil behandelt werden oder deren Behandlung noch in Aussicht steht. [Nochmals], ich wäre langsam im Sprechen, würde beim Zuhören zu lernen suchen und bliebe dabei innerlich ruhig, um die Gedanken, Gefühle und Absichten der Sprecher aufzufassen und hernach umso besser zu antworten bzw. um so besser zu schweigen. Mag man gleiche oder entgegengesetzte Ansichten vertreten, gebe man [stets] die Gründe dafür und dagegen, um sich nicht vom eigenen Urteil voreingenommen zu zeigen, und man trage Sorge, niemanden zu verärgern. Ich würde mich nie auf irgendwelche [lebende] Personen berufen, am allerwenigsten auf solche von hohem Rang, es sein denn in Dingen, die schon reiflich durchberaten sind, so daß man im Sinne aller spricht und für niemand [Bestimmten] leidenschaftlich Partei ergreift. Ist der in Rede stehende Stoff so klar, daß man nicht schweigen kann und darf, so gebe man doch sein Gutachten mit größtmöglicher Ruhe und Bescheidenheit und schließe mit einer Wendung, daß man sich dem Urteil besser Unterrichteter unterwerfen will. Endlich: Um Fragen des geistlichen Lebens, der Aszetik oder der Mystik im Gespräch richtig zu behandeln, wenn man schon darüber sprechen will, ist es sehr förderlich, nicht auf seine Ziele oder Zeitmangel wegen anderer Beschäftigungen, mit anderen Worten: nicht auf seine eigene Bequemlichkeit zu achten, sondern sich dem Bedürfnis und der Art jenes anzupassen, mit dem man zu sprechen vorhat; dann wird man zur größeren Ehre Gottes auf ihn Einfluß gewinnen.“
Brief an PP. Laynez, Salmerón und Jay für das Trienter Konzil, Rom, April–Mai 1546 (überschrieben mit „Winke für das Verhalten“), in: Ignatius von Loyola, Gott in allen Dingen lieben. Betrachtungen und Briefe. Ausgewählt, neu bearbeitet und herausgegeben von M. Ber-
- gamotte (Klassiker der Meditation). Zürich 1999, 108–111.
- ¹¹ Vgl. ebd.
- ¹² Das Neue Testament. Übersetzt von F. Stier. Aus dem Nachlass herausgegeben von E. Beck/G. Miller/E. Sitarz. Düsseldorf 1989.
- ¹³ Zum „Sehen“ im Joh vgl. H. E. Lona: Glaube und Sprache des Glaubens im Johannesevangelium, in: BZ.NF 28 (1984) 168–184; C. Hergenröder: Wir schauten seine Herrlichkeit. Das johanneische Sprechen vom Sehen im Horizont von Selbsterschließung Jesu und Antwort des Menschen (fzb 80). Würzburg 1996.
- ¹⁴ Der Kontrast zwischen Jüngern und Menschenmenge durchzieht das gesamte sechste Kapitel des Joh als Strukturelement.
- ¹⁵ Päpstliche Bibelkommission: Die Interpretation der Bibel in der Kirche (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 115) 23. April 1993, 61: „Die fundamentalistische Verwendung der Bibel geht davon aus, daß die Heilige Schrift ... wortwörtlich gilt und bis in alle Einzelheiten wortwörtlich interpretiert werden muß. ... d.h. eine Interpretation, die jede Bemühung, die Bibel in ihrem geschichtlichen Wachstum und in ihrer Entwicklung zu verstehen, von vorneherein ausschließt.“

Für Erwachsene!

Stehen wir vor einer kopernikanischen Wende in der Katechese?

Immer wieder ist aus dem Mund von Erstkommunion- und Firmkatecheten zu hören: „Ob es den Kindern/Jugendlichen viel gebracht hat, weiß ich nicht. Aber für mich selbst war die Vorbereitung auf jeden Fall ein Gewinn“. – Im Blick auf die Kinder und Jugendlichen sind solche Worte zweifellos bedrückend, im Blick auf die *erwachsenen* Katecheten selbst aber sehr aufschlussreich. Denn dieser Personengruppe, die zwar nicht immer, aber doch meist als „kirchlich verbunden“ gelten kann, hat die thematische Beschäftigung mit Grundfragen des Glaubens und der Austausch mit den anderen Katecheten *persönlich* „etwas gebracht“. So sehr es bei der Erstkommunionvorbereitung zunächst um die Kinder geht, zeigt die Erfahrung doch, dass diese nicht die einzigen und vielleicht nicht einmal die größten Nutznießer der Katechese sind.

Ein Tatbestand, der zunächst gar nicht angezielt wurde, für die Zukunft der Katechese aber durchaus wegweisend sein kann: Denn wir erleben landauf – landab, dass die traditionellen Wege kirchlicher Sozialisation und Glaubensweitergabe nicht mehr zum Ziel führen. Trotz zum Teil erheblichen Aufwands wird ein Großteil der Kinder und Jugendlichen durch die SakramentenKatechese nicht zu einer nachhaltigen Beheimatung in der Kirche geführt. „Häufig ist die Firmung für die Heranwachsenden das ‚Abschiedsfest‘ von der Kirche“, erklärten die deutschen Bischöfe schon 1993.¹ „Immer seltener führen diese katechetischen Bemühungen zu einem Mitleben mit der Kirche. Die SakramentenKatechese scheint eher etwas von Sympathiewerbung zu haben oder von dem, was gelegentlich als ‚biografische Ritendia-

konie‘ bezeichnet wird“ (2.2), heißt es im kürzlich erschienenen Schreiben der deutschen Bischöfe zur „Katechese in veränderter Zeit“.²

Und das Schreiben nennt als einen der entscheidenden Gründe für diese deutlich veränderte Situation: „Christwerden und Christsein werden heute nicht mehr durchgängig von einem volkskirchlichen Milieu getragen. Zahlreiche gesellschaftliche Stützen, die früher eine selbstverständlich vererbte christliche Lebenspraxis sicherten und darin beheimateten, haben sich verändert oder sind weggefallen. So sind die Bedingungen für eine kontinuierliche religiöse Sozialisation – in Familie, Schule und Gemeinde – in der gegenwärtigen Situation nur noch eingeschränkt gegeben.“ Auf diese Veränderungen gilt es zu reagieren: „Mit dem Ausfall traditioneller Überlieferungswege stellen sich für die Prozesse organisierter Katechese neue Herausforderungen.“ (2.2)

Nicht nur in finanziellen und organisatorisch-strukturellen Fragen, sondern auch im Bereich der Katechese gilt es, sich der veränderten Situation zu stellen. Und der Eindruck, dass wir auch in der Katechese mitten in einer Zeit des Umbruchs und der Wende stehen, bestätigt sich immer mehr.

1. Ein Perspektivwechsel bahnt sich an

a) *Abschied nehmen von ehemals bewährten Wegen*

Die traditionellen Wege des Hineinwachsens in den Glauben haben sich über Jahrhunderte bewährt und viele gute Früchte gebracht. Wohl wissend, wie wichtig und prägend die ersten Lebensjahre, Kindheit und Jugend für den weiteren Lebensweg sind, engagierte sich die Kirche mit viel Einsatz in der Kinder- und Jugendseelsorge. Den Wert dieser Arbeit habe ich selbst erfahren dürfen. Und auch heute wird viel getan. Pfarrgemeinderäte weisen vor allem zu Beginn ihrer Amtszeit nicht selten auf die Wichtigkeit einer „guten Jugendarbeit“ hin. Aber von den

Früchten etwa der Kommunion- und Firmvorbereitung ist oft recht wenig zu sehen. „Man kommt sich vor, wie beim Aufblasen eines Reifens. Wir pumpen unentwegt Luft hinein, aber diese entweicht schnell wieder, denn die Reifen sind porös“, beschrieb vor einiger Zeit ein sehr engagierter Seelsorger die Situation.

Die ehemals gut funktionierenden Reifen halten die Luft nicht mehr so wie früher: „Zahlreiche gesellschaftliche Stützen, die früher eine selbstverständlich vererbte christliche Lebenspraxis sicherten und darin beheimateten, haben sich verändert oder sind weggefallen“, wurde eben bereits aus dem bischöflichen Schreiben zitiert (2.2). P.M. Zulehner beschreibt diese Situation so: „Der christliche Glaube der Bürger [war] vorwiegend kulturgestützt. Die gesellschaftlichen Institutionen (wie Staat, Schule, Wirtschaft, Strafrecht) wirkten mit der Kirche zusammen, um die Christlichkeit der Bürger zu garantieren.“³ Doch diese seit Kaiser Konstantin bestehende Abstützung und Beheimatung des Glaubens durch den Staat bzw. die Gesellschaft, nimmt immer mehr ab. Das mag man bedauern. Doch hat es auch seine guten Seiten. Denn die lange Phase einer „christentümlichen Gesellschaft“ hat bei vielen den Eindruck erzeugt, die Menschen würden „mit ihrer Geburt gleichsam ‚automatisch‘ zu Gliedern der Kirche“ (3.1) bzw. die Kirche sei vor allem für Kinder, Kranke und Senioren da. Das aber ist gerade nicht der Fall. Und so nimmt „Katechese in veränderter Zeit“ die Aussage Tertullians auf, der betonte: „Christ wird man, man ist es nicht von Geburt an.“ (3.1) In gewisser Weise gilt es, sich neu bewusst zu machen, dass der Glaube nicht automatisch als Erbe weitergegeben und übernommen wird

b) Vom Erbe zum Angebot

Zweifellos eine Situation, auf die wir kaum vorbereitet sind und an die wir uns erst noch gewöhnen müssen. Der christliche Glaube besitzt keine selbstverständliche und automatische weltanschaulich-religiöse Meinungsführerschaft (mehr). Er mutiert vom Erbe zum Angebot. Angesichts der Gleichgül-

tigkeit vieler gegenüber Glaube und Kirche bringt diese keineswegs kleine Veränderung viel Unsicherheit und Angst mit sich: Werden sich überhaupt noch Menschen für den Glauben interessieren, wird die Kirche auf dem Markt der Weltanschauungen nur noch eine Nebenrolle spielen? Und wenn man schon bei Kindern – wenn überhaupt – nur noch ein Strohfeuer erzeugt, das meist schnell wieder erlischt – kann man dann bei Jugendlichen und Erwachsenen überhaupt noch größeres Interesse am Glauben erwarten? Wird die Kirche als Anbieter auf dem Weltanschauungsmarkt überhaupt noch ernsthaft beachtet? Fragen und Gedanken, die verständlich sind, die entstandene Situation ist kirchlicherseits noch sehr gewöhnungsbedürftig..

Manche versuchen die eingetretene Entwicklung mit aller *Macht* aufzuhalten. Ein nicht nur fragwürdiges, sondern meist auch vergebliches Unterfangen. Druck bewirkt heute kaum noch etwas, ja sogar oft das Gegenteil. – Schon manch einen hat das resignieren lassen. Aber es gibt auch gute Erfahrungen. Die Reaktion der Katecheten bei der Kinderkatechese wurde schon genannt. Können solche und ähnliche Erfahrungen nicht ermutigen? Zeigen sie nicht, dass es auch im Kreis der regelmäßigen Kirchgänger und am Glauben grundsätzlich interessierten Menschen durchaus theologisch-spirituellen, ja katechetischen Bedarf gibt?

Das Interesse ist durchaus da. Beleg dafür sind z.B. auch die guten Erfahrungen mit „Exerzitien im Alltag“, die sich in den letzten Jahren bewährt haben und im Leben einer ganzen Reihe von Gemeinden einen festen Platz eingenommen haben. Nicht wenige in der Kirche suchen mehr, und nicht wenige am Rand der Kirche sind am Suchen und Fragen. Die Kontakt- und Berührungspunkte zwischen diesem Suchen der Menschen und dem Angebot des Glaubens haben sich freilich gewandelt: „Wenn der Glaube kaum noch durch gesellschaftliche Sozialisationsträger vermittelt wird, wird das missionarische Zeugnis glaubwürdiger Christen umso bedeutender“ (2.2), heißt es im Schreiben der Bischöfe.

c) *Die Erwachsenen kommen ganz neu ins Blickfeld*

Damit sind die Erwachsenen als Adressaten kirchlicher Katechese ganz neu ins Blickfeld gekommen. Ja, letztlich stehen wir kurz vor oder schon mitten in einem Perspektiv- und Stellungswechsel. An die Seite der über Jahrhunderte im Mittelpunkt aller Bemühungen stehenden Katechese für Kinder und Jugendliche muss ein eigenes Angebot für Erwachsene treten, das näher betrachtet nicht nur etwas Zusätzliches ist, sondern eigentlich Zielpunkt und Richtschnur sein müsste. – Warum?

2. Erwachsenen Katechese tut Not

So ungewohnt dies noch für uns ist, so vielfältig sind doch die Gründe für ein eigenes und breit angelegtes Angebot kirchlicher Erwachsenen Katechese:

- Da ist vor allem die tatsächliche Glaubenssituation zu nennen. Wenn die Sakramentenvorbereitung eher nicht zu einer echten geistlichen Beheimatung in der Kirche führt, brauchen auch solche Menschen, die sich der Kirche verbunden wissen, mehr und andere Unterstützung als dies der Sonntagsgottesdienst zu leisten vermag. Damit ihr Glaube den Kinderschuhen entwachsen kann, gibt es auf Seiten von Erwachsenen durchaus katechetischen Bedarf: Auch Erwachsene brauchen eine – natürlich ihnen gemäße – Hinführung zum persönlichen Gebet, zu einer lebendigen Feier der Sakramente, zu einem persönlichen und gemeinschaftlichen Umgang mit der Bibel und zu einem ihrem Leben und ihren Erfahrungen entsprechenden gelebten Vertrauen auf Gott. Gerade Letzteres ist der eigentliche Schlüssel zu vielem anderen...
- Unterstützung anzubieten, dass der Glaube nicht in den Kinderschuhen stecken bleibt, ist aber nicht nur angesichts der veränderten Glaubenssituation eine wichtige pastorale Aufgabe, sondern dem voraus ein anthropologisches Ge-

bot. Wenn zum Menschen wesentlich die Freiheit gehört, dann bedeutet dies, dass Tradition und Sozialisation allein nie genügen. Freiheit ist ja nicht nur und nicht zuerst die Wahl zwischen diesem und jenem, sondern bedeutet – vor allem anderen – zu den Grundgegebenheiten des Lebens und damit auch zur Frage nach Gott Stellung zu nehmen. Für den religiösen Vollzug heißt dies u.a., sich auf den von der Schöpfung her immer schon bestehenden persönlichen Bezug eines jeden zu Gott auch innerlich einzulassen, sich ihn „zu eigen zu machen“ – oder aber ihn abzulehnen. „Freiheit haben“ heißt nicht, in unverbindlicher Schwebelage zu bleiben. Freiheit ist ausgerichtet auf Entscheidung. Um sich aber wirklich – z.B. für den Glauben – entscheiden zu können, muss der erwachsene Mensch doch erst einmal *den* kennen lernen, auf den er sich im Glauben vertrauend einlassen und verlassen will bzw. soll. Damit sich Erwachsene persönlich für den Glauben entscheiden können, brauchen sie eine entsprechende Vor-Erfahrung: Information, Einübung und Vertrautheit.

- Jesus hat deshalb auch seine Botschaft vornehmlich an Erwachsene gerichtet, sie in ihrer Freiheit angesprochen und ihre eigene Entscheidung gefördert und gefordert. Natürlich nahm Jesus auch die Kinder ernst, aber sie waren nicht die Hauptadressaten seiner Katechese.
- Das entspricht auch ganz der pädagogischen Erfahrung, dass für die Entwicklung der Kinder und Jugendlichen erwachsene Vorbilder von ganz zentraler Bedeutung sind. Natürlich kann man und sollte man auch Eltern über die Kinder ansprechen und für den Glauben interessieren – und manch Kinderwort fordert den Glauben Erwachsener geradezu heraus bzw. beschämt diesen. Doch ist es die Aufgabe der Erwachsenen, die Kinder in das Leben einzuführen – und nicht umgekehrt. Die Fragen der Kinder wie deren anstehende Sakramentenvorbereitung kann für Erwachsene ein Anstoß

sein, sich neu und intensiver mit dem eigenen Glauben zu befassen. Die notwendige Hilfe dazu erhalten die Erwachsenen aber nicht von den Kindern, sondern nur durch andere Erwachsene.

- Und diese Hilfe darf sich auch nicht auf die Eltern-Rolle der Erwachsenen beschränken. Wenn Glaube nicht nur Kindersache ist, sondern eine Einladung und Herausforderung, die sich an jeden Menschen richtet, dann gilt es – nicht nur angesichts der vielen kinderlos Gebliebenen – Erwachsene als Erwachsene im Glauben anzusprechen, und nicht nur in ihrer Rolle als Eltern und Erzieher.
- Und die steigenden Zahlen erwachsener Taufbewerber zeigen an, dass in Zukunft Erwachsene auch vermehrt (neu) nach dem Glauben fragen werden. Bischof Wanke schreibt dazu in „Zeit zur Aussaat“:
„Ich habe die Vision einer Kirche in Deutschland, die sich darauf einstellt, wieder neue Christen willkommen zu heißen. ... Es wird in Zukunft Frauen und Männer geben, die – obwohl getauft, aber später nicht voll in die Kirche eingegliedert – das Verlangen haben, als Erwachsene diese ‚Einführung in das Christ-Sein‘ nachzuholen. Es gibt nicht nur Menschen, die die Kirche (in der sie oft gar nicht richtig verwurzelt waren) verlassen. Es gibt zunehmend auch Zeitgenossen, die nach dem ‚Eingang‘ fragen, der in die Kirche hineinführt. Es ist entscheidend, wen sie in diesem Eingangsbereich treffen. Es wird wichtiger werden als bisher, wie sie dort empfangen werden.“⁴
- Mit der Neuordnung der Kindertaufe und der Wiederentdeckung des Katechumenates hat das Konzil bereits wichtige Weichenstellungen für diese Entwicklung vorgenommen.
So werden inzwischen seit Jahrzehnten nicht mehr Säuglinge und Kleinkinder in einem fiktiven Gespräch nach ihrem Glauben gefragt (und die Paten gaben dann stellvertretend für die Kinder die Antwort), sondern die Eltern bekennen

ihren Glauben. Und die Taufe erfolgt dann aufgrund dieses Bekenntnisses und der damit verbundenen Bereitschaft, die Kinder in den Glauben einzuführen. Das ist nicht nur eine Neuformulierung der liturgischen Texte, sondern ein Perspektivenwechsel, welcher ebenso wie die erneute Einführung des Erwachsenenkatechumenats zum Ausdruck bringen will, dass man nicht von Geburt an Christ ist, sondern erst im Laufe der Zeit Christ *wird* und sich je persönlich für den Glauben zu entscheiden hat.

3. Wenn dann die Botschaft des Glaubens mitten ins Herz trifft ...

Die Apostelgeschichte berichtet nicht nur an Pfingsten davon, dass Menschen durch die Verkündigung des Glaubens mitten „ins Herz“ getroffen wurden. Eine Erfahrung (die dann einen Prozess initiierte und eine Dynamik auslöste), die durchaus auch heute von erwachsenen Menschen gemacht wird – und die keineswegs eine Randerscheinung und Ausnahme darstellt, sondern eigentlich *die* christliche Grund-Erfahrung ist. Kann man eigentlich auf Dauer Christ sein, ohne dass einem ein Licht aufgeht, was es wirklich heißt, von Gott ganz und gar geliebt zu sein, leben zu dürfen, eine Berufung für die Ewigkeit zu haben?

Wer diesen lebendigen Schatz (neu) entdeckt hat, den lässt der Glaube nicht mehr los. Und der möchte auch anderen an dieser Erfahrung Anteil geben, sie ihnen zuteil werden lassen. – In den letzten Jahren wird seitens der Bischöfe immer häufiger die Weckung missionarischen Bewusstseins gefordert. Aber wie soll das geschehen? – Die Erfahrung lehrt, dass letztlich nur solche Personen, die diese Prozesse kennen und von innen, von sich selbst her, verstehen, ihrerseits missionarisch tätig sein können und wollen.

Muss man nicht damit rechnen, dass angesichts des Rückgangs „gesellschaftlicher Stützen, die früher eine selbstverständlich vererbte christliche Lebenspraxis sicherten

und darin beheimateten“, vermehrt *Erwachsene* neu den christlichen Glauben entdecken und annehmen? „Katechese in veränderter Zeit“ rechnet damit und bezeichnet es als „ermutigend, dass es ungetaufte Erwachsene gibt, die sich bewusst dazu entscheiden, Christ zu werden. Sie sind sozusagen ‚Kundschafter‘ für die Wege des Christwerdens in einer nicht mehr christlichen Gesellschaft und werden selbst zu Verkündern des Glaubens.“

Und weiter heißt es dann: „Die Erfahrungen mit dem Katechumenat Erwachsener haben paradigmatische Bedeutung, weil hier das Christwerden unter den Vorzeichen einer Situation steht, in der das Christsein seine gesellschaftliche Selbstverständlichkeit verloren hat. Auf diesem Hintergrund ist es folgerichtig, wenn das katechetische Direktorium im Katechumenat eine ‚*Inspiration*‘ für die gesamte Katechese sieht.“ (3.1)

Wenn das nicht nur schöne Worte sind, sondern die Beschreibung eines in Entwicklung befindlichen Prozesses, dann stellt sich nicht nur die Frage, wohin man Erwachsene, die sich für den Glauben interessieren, einladen kann, sondern auch die, wo und wie Erwachsene, die zum Glauben gefunden haben, in unseren normalen Gemeinden Anschluss und Heimat finden.

Denn solche Menschen haben im Katechumenat bzw. einem katechumenatsähnlichen Prozess Erfahrungen gemacht, auf die sie nicht mehr verzichten möchten, welche aber viele „normale“ Kirchgänger nicht kennen. Die Gefahr ist nicht gering, dass sich die neu zum Glauben Gekommenen irgendwie als Fremdlinge, ja Sonderlinge vorkommen. Gehört das, was sie im Katechumenat bzw. einem katechumenatsähnlichen Prozess kennengelernt haben, zum Grundbestand christlichen Selbstverständnisses oder ist es nur etwas für besonders Interessierte? – Die Frage nach den Mindestanforderungen an das Christsein stellt sich immer wieder. – Genau genommen benennt das Erwachsenen-Katechumenat das Anforderungsprofil. Und wenn das so ist, dann muss eigentlich auch jede Gemeinde bzw. Seelsorgeeinheit Glaubenswege für Erwachsene anbieten. Denn

die „*Katechese kann erfahrungsgemäß nur das vermitteln, was konkret gelebt wird.*“ (5,2-Gemeinde) Wird nun aber im Katechumenat etwas vermittelt, das in der durchschnittlichen Gemeinde so nicht gelebt wird, dann muss sich entweder das Katechumenat der Gemeinde angleichen oder die Gemeinde dem Katechumenat. „Katechese in veränderter Zeit“ hat diese Alternative klar entschieden: „Dabei hat sich die Katechese aller Lebensalter grundsätzlich an der Erwachsenenkatechese auszurichten.“ (3,3)

Im kirchlichen Alltag gibt es aber für Erwachsene, die sich für den christlichen Glauben interessieren bzw. sich diesen neu oder vertieft auch innerlich zu Eigen machen möchten, nur wenig Angebote. Leitbild der Katechese ist letztlich immer noch die SakramentenKatechese für Kinder und Jugendliche sowie der schulische Religionsunterricht. Ein Umdenken – ein richtiger Perspektiv- und Standpunktwechsel tut Not. Eine gleichsam kopernikanische Wende vom Kind bzw. Jugendlichen hin zum Erwachsenen. Dies innerlich nachzuvollziehen braucht noch viel Gewöhnungszeit. Doch die damit verbundenen positiven Erfahrungen sind die unausweichlichen Anstrengungen mehr als wert.

4. Erfahrungen mit dem „Vallendarer Glaubenskurs“

a) Die Entwicklung

Neben meiner Lehrtätigkeit an unserer Hochschule in Vallendar (b. Koblenz) habe ich seit 1992 auch regelmäßig „Glaubenskurse für Erwachsene“ angeboten und durchgeführt. Die Zahl (der zu den Treffen regelmäßig kommenden Teilnehmer) bewegte sich zwischen 25 und 90. Vom Alter her waren bzw. sind die allermeisten zwischen 30 und 65 Jahren alt, wobei die Zahl der Männer in den letzten Jahren auf über ein Drittel zugenommen hat. Beim Start halfen einige Mitbrüder. Dann erwuchs aus den Teilnehmern der Kurse sehr schnell ein größerer Mitarbeiterkreis, der mit mir zusammen die Kurse nicht nur vorbereitete und gestaltete, sondern auch immer mehr wirklich mittrug.

Eine ganze Reihe ehemaliger Kursteilnehmer hatte den Wunsch, das im Kurs erprobte Miteinander weiterzuführen. So trafen wir uns regelmäßig zu gemeinsamem Gebet und Austausch über unsere Glaubens- und Lebensfragen wie -erfahrungen. Neben einer Zeit des Betens und Singens bildet ein Bibelgespräch (meist nach der Methode des Bibelteilens) den Schwerpunkt des Abends. Diese Treffen sind zugleich der Raum, in dem wir(!) verstärkt oder auch ganz neu lernen, über unseren Glauben persönlich(er) ins Gespräch zu kommen, was zugleich eine hervorragende Vorbereitung für potentielle Mitarbeiter/innen bei Glaubenskursen ist. So übernahmen nach einiger Zeit Teilnehmer die Verantwortung für die Musik, gestalteten und leiteten selbst einmal ein Treffen – bis dahin, dass sich einige auch daran wagten, „intern“ oder bei einem der Glaubenskurse einen Vortrag zu halten. Im Laufe der Jahre haben wir dann zunehmend eigene Kursmaterialien erstellt, diese mehrfach reflektiert und überarbeitet und anderen Interessierten zugänglich gemacht.

Natürlich gab es auch immer wieder Enttäuschungen, Spannungen und Rückschläge. Doch im Rückblick auf diese 12 Jahre sind wir immer wieder erstaunt und dankbar angesichts dessen, was sich entwickelt hat und was wir erfahren durften. Und in den vergangenen 2 Jahren haben wir unsere Informations- und Kursmaterialien so weiterentwickelt und aufbereitet, dass Interessierte bei entsprechender Vorbereitung und Unterstützung selbständig „bei sich vor Ort“ mit diesem Kursmodell arbeiten können.

b) Die Eigenart dieser Kurse⁵

Kürzlich bemerkte Kardinal Ratzinger, das Christentum erscheine heute vielen wie eine von alten Geboten belastete Tradition, „eine jener großen Institutionen, die auf unseren Schultern lastet“ – nicht aber als persönliche Beziehung zu Jesus Christus. Wollte man aber den christlichen Glauben verstehen und als Quelle der Freude erleben, dann sei es „entscheidend, an diesen grundlegenden Punkt“ einer persönlichen Christusbeziehung zu gelangen: „Wenn jemand diesen wesentlichen

Mittelpunkt findet, dann versteht er auch die anderen Dinge; aber wenn dieses Ereignis, das das Herz berührt, nicht stattfindet, bleibt alles andere nur eine Last, fast eine Absurdität.“⁶

Genau dazu lädt der Glaubenskurs ein: eine lebendige Beziehung zu Jesus Christus zu finden, eine Beziehung, die „das Herz berührt“. Der ganze Kurs ist inhaltlich wie methodisch darauf ausgerichtet: Im gemeinsamen Beten und Singen am Anfang und Ende der Treffen, im Kleingruppengespräch, im persönlichen Zeugnis von Mitarbeitern und Kursleitung und im Vortrag geht es immer wieder um Gottes Liebes-Angebot. Auf dieses Angebot reagieren wir Menschen freilich nicht nur mit Offenheit, sondern auch mit Zurückhaltung und Ablehnung. Dementsprechend wollen auch die Themen der 8 Treffen des Kurses behutsam und Schritt für Schritt einerseits zu einer lebendige(re)n Gottesbeziehung einladen und anregen, andererseits die oft bestehenden Blockaden benennen. Ein Blick auf die Themen der 8 Treffen des neu konzipierten Kurses „Das Feuer neu entfachen“ lässt dies leicht erkennen:

1. Auf der Suche nach Gott – „Es gibt noch Feuer unter der Asche ...“
2. Unsere Sehnsucht nach Liebe – mehr als nur ein Traum?!
3. Es gibt Liebe! – In Jesus Christus überbietet Gott unsere Sehnsucht
4. SEIN Leben wählen – SEINER Liebe trauen?!
5. Der Liebe trauen – Gott heilt die Wunden der Vergangenheit
6. Neues Leben – durch Vergebung!
7. Beten: mit Gott in Beziehung bleiben – mit Gott Gemeinschaft suchen
8. „Damit das Feuer weiter brennt“ – den begonnenen Weg im Alltag fortsetzen

Die Formulierung der Themen lässt bereits erahnen, dass es in den (theologisch durchaus gehaltvollen) Vorträgen weder um Instruktion noch primär um reine Information, sondern um *Inspiration* und persönliche Ansprache geht.

In dem zum Kurs gehörenden „Teilnehmerheft“ wird das jeweilige Thema dann durch

die Betrachtung einer Bibelstelle sowie entsprechende Anregungen, Hilfen und Gebetsimpulse für die tägliche Besinnungszeit vertieft. Sich täglich „Zeit für sich und Zeit für Gott“ zu nehmen, ist für viele Kursteilnehmer zunächst gewöhnungsbedürftig. Manchen gelingt es erst bei einem zweiten Anlauf, andere tun sich auch nach dem Kurs noch schwer damit. Und doch sagen auch diese, dass sich bei ihnen etwas getan hat. Und immer wieder erklären Teilnehmer am Ende eines Kurses:

„Meine Beziehung zu Gott ist persönlicher geworden. Gott ist mehr ein Teil meines Alltags geworden und ich frage mich öfter, was würde Gott, was würde Jesus jetzt tun, und versuche, so zu handeln. Diese Frage hat mich aber auch aufgewühlt, ich habe darüber nachgedacht, ob ich diesen Weg mit Gott auch gehen will, denn Gott fordert auch heraus.“

Näher betrachtet, ist die innere Dynamik dieser Art von „Glaubenskurs“ so etwas wie ein „katechumenatsähnlicher Weg nach der Taufe“. Wenn man bedenkt, dass bereits vor mehr als 20 Jahren gefragt wurde, was die Kommunionkinder von damals einmal selbst als Eltern an ihre Kinder weitergeben können, wird klar, dass solche katechetischen Wege nach der Taufe ein immer notwendiger werdendes kirchliches Angebot darstellen. Im „Allgemeinen Direktorium für die Katechese“ wurde bereits 1997 auf den inneren Zusammenhang des Erwachsenenkatechumenats und der übrigen Erwachsenenkatechese hingewiesen: „Die Katechese nach der Taufe braucht die Gestalt des Taufkatechumenats nicht äußerlich nachzuahmen ... Doch würde sie gut daran tun, sich von dieser ‚Vorschule des christlichen Lebens‘ inspirieren und von ihren kennzeichnenden Hauptelementen befruchten zu lassen.“⁷ Ohne diesen Text zu kennen, haben wir bei unserer Kursarbeit immer deutlicher die vielfältigen Parallelen im inneren Aufbau und der geistlichen Dynamik des Kurses erkannt und auch manche Anregung übernommen.⁸

Erfahrungen wie die unsrigen in Vallendar gibt es – Gott sei Dank – auch andernorts. Sie können ermutigen und helfen, sich den

neuen Herausforderungen der Katechese zu stellen und sich auf den anstehenden Perspektivwechsel einzulassen. Interessierte unterstützen wir gern bei ihrer Suche: Auf Wunsch erhalten sie von uns nähere Informationen über unsere Informations- und Schulungsangebote sowie die erstellten Kursmaterialien (Teilnehmerheft, Themenheft mit den Vortragsthemen in der Art eines geistlichen Lesebuchs und ein Werkbuch als CD („Referentenhandbuch“).⁹

Anmerkungen:

- ¹ Pastorkommission der Deutschen Bischofskonferenz, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 1993, 49.
- ² Die deutschen Bischöfe, Katechese in veränderter Zeit, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 2004.
- ³ P. M. Zulehner: Pastoraltheologie, Bd. 2: Gemeindepastoral. Orte christlicher Praxis, 39.
- ⁴ Die deutschen Bischöfe: Zeit zur Aussaat, hg. vom Sekretariat der DBK, Bonn 2000, 36.
- ⁵ Einen Überblick gibt Klemens Armbruster: Kurse zur Glaubenserneuerung und Glaubensweckung. Vom Alphakurs bis zum WeG-Seminar – Glaubenskurse im Trend: LebKat 2/2003, 92–96.
- ⁶ So in einem Interview mit Vita Trentina, der Wochenzeitung der Diözese Trient. Gemeldet am 11. 5. 04 in: www.kath.net.
- ⁷ Kongregation für den Klerus: Allgemeines Direktorium für die Katechese vom 15. August 1997. Erschienen in den „Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls“, Nr. 130, hier: Nr. 91, 89.
- ⁸ Ausführlicher dargelegt in der Diplomarbeit von Elisabeth Michels: Christliche Initiation Erwachsener – Glaubenskurse als Impuls auf dem Weg des Hineinwachsens in eine lebensprägende Identität, Vallendar 2004.
- ⁹ Nähere Informationen zum Konzept, den konkreten Umsetzungsmöglichkeiten wie auch die verschiedenen Kursmaterialien (Themenheft, Teilnehmerheft, Referenten-[Werk-]mappe) sind erhältlich über das Büro des „Forum Vinzenz Pallotti“, Pallottistraße 3, 56179 Vallendar, Tel.: 02 61/64 02-249 – mail: forum@pthv.de. Siehe auch: www.forum-pallotti.de/WeG.htm.

Spiritualität – was ist das eigentlich?

Von Spiritualität wird in der letzten Zeit viel geredet. Die Kirche braucht in diesen schwierigen Zeiten mehr Spiritualität, hört man; oder Spiritualität macht einen gläubigen Menschen aus. In der Esoterikszene ist Spiritualität Modetrend und Allheilmittel geworden und die spirituellen Wege fernöstlicher Religionen sprechen immer mehr stressgeplagte Menschen an.

Aber was ist Spiritualität? „Spiritualität beginnt dort, wo der Mensch von einem oberflächlichen Leben wegkommen möchte, weil er nach dem Sinn des Ganzen fragt. Er gibt sich auf die Suche und will lernen, hinter die Dinge zu schauen; er spürt, dass die Wirklichkeit (– das, was wirkt –) mehr ist, als das Sichtbare, Machbare und Steuerbare. Er hat Erfahrungen gemacht, die ihn tief bewegt haben. Seine Seele wurde berührt von Liebe, Verlust, Glück oder Unglück, Enttäuschung oder den Tod eines ihm nahen Menschen.

All dies führt zum Erahnen einer größeren Wirklichkeit (Transzendenz), die aber nicht unbedingt zur Gotteserfahrung werden

muss. All dies ist schon Bedingung und Vorfeld spirituellen Erlebens. Wer Glück hat, stößt in dieser Phase des Hungers nach der Tiefendimension seines Lebens auf Zeugnis und Beispiel eines anderen Menschen, der ihn über den Weg der Gottessicherung zur Gotteserfahrung begleitet, d. h., der ihm hilft, zu hören und zu antworten.

Durch Einüben und Vertiefen beginnt dann ein Prozess, in dem sich die Seele immer mehr öffnet, so wie sich eine Blüte immer mehr entfaltet, um das Licht der Sonne aufzunehmen.

Diese Spiritualität wird schließlich zur Quelle des Lebens, der Wahrheit Gottes; sie hilft zur Unterscheidung dessen, was wichtig ist und was nicht, und schenkt uns einen veränderten Blick auf unsere Mitmenschen in denen wir Schwester und Bruder erkennen.“¹

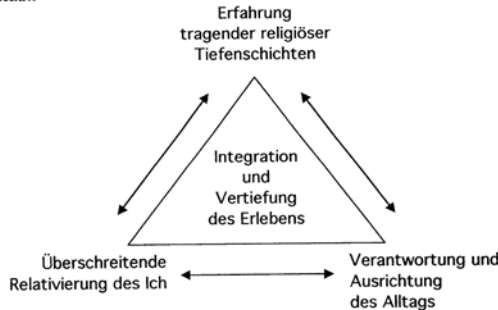
Hat ein Mensch zu seiner Spiritualität gefunden, zeichnen ihn Gottvertrauen, Güte, Toleranz, Bescheidenheit und Offenheit für die Sorgen und Nöte anderer Menschen aus. Er hat zugleich mehr Sicherheit und Halt

in seiner Beziehung zum Göttlichen, die fortan sein Leben formt und bestimmt.

Alle Hochreligionen kennen diese mühsamen und risikoreichen mystischen Erfahrungswege. Islamische Mystiker machten solche Erfahrung im Trance erzeugenden Tanz. Indische Mystiker entwickelten verschiedene Formen des Yoga als Erleuch-

Menschliche Spiritualität

positiv:



negativ:



tungsweg und buddhistische Lehrer entwickelten spezielle Formen der Meditation, um ihrem Ziel des Einswerdens mit allen Dingen näher zu kommen. Zu den bekannten christlichen Mystiker(inn)en gehören z. B. Therese von Avila, Hildegard von Bingen, Johannes vom Kreuz und Meister Eckhard. Ihr Ziel war anders als das der fernöstlichen Weisheitslehrer. Ihnen ging es nicht um die Befreiung aus dem Kreislauf der Wiedergeburt oder um die Befreiung von menschlichem Leiden. Die christlichen Vorbilder wollten sich ganz von Gott erfüllen lassen. Wer sich mit dem Leben und der Gottessuche dieser Heiligen auseinandersetzt, lernt vor allem, wie mühsam ihr Ringen um die Nähe Gottes war und wie viel Zweifel und Dunkelheit ertragen werden mussten, bis es ihnen gelang, sich ihrer persönlichen Beziehung zu Gott gewiss zu sein.

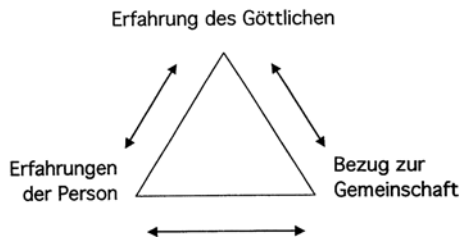
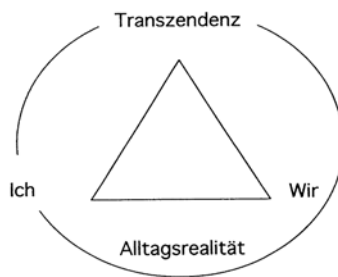
Allen mystisch-spirituellen Wegen ist etwas gemeinsam – spirituelle Erfahrung lässt sich nicht machen, erst recht nicht erzwingen – sie kann geschehen, wenn sich Menschen ernsthaft um dieses Geschenk bemühen, wenn sie bereit sind, ihr Kreisen um sich selbst aufzugeben, still zu werden und sich dieser religiösen Dimension zu öffnen. – Aber Garantien für das Erreichen dieses Zieles gibt es nicht!

Jedem der sich spirituell weiterentwickeln will, ist zu raten, dies nicht ohne persönliche und fachkundige Begleitung zu versuchen. Die Irritationen, Fallen und psychische Be-

gleiterscheinungen können ihn sonst in die Irre leiten, ihm möglicherweise sogar Schaden zufügen. Schauen Sie sich die Qualifikation, Ausbildungen – aber auch die persönliche Ausstrahlung Ihrer Anleiterin oder Ihres Anleiters genau an. Ist ihre/seine Ausbildung anerkannt? Verfügt sie/er über eine staatliche oder kirchliche Ausbildung, die sie/ihn für diese Begleitungsarbeit qualifiziert? Machen Sie auf mögliche Schwierigkeiten, Hindernisse

und Probleme, die sich im Zusammenhang mit den Übungen einstellen können, aufmerksam. Vor allem haben Sie das Gefühl, von ihr/ihm menschlich angenommen und achtsam begleitet zu werden?

Menschliche Spiritualität und ihre Bezugspunkte



die spirituelle Suche begibt, will mehr – und muss mehr dafür tun.

Magische Vorstellungen, Okkultismus und Spiritismus sind keine Spiritualität, weil sie die passenden Antworten aus dem Jenseits erwarten, sich der Lebensbewältigung verschrieben haben oder für das Erreichen persönlicher bzw. ideologischer Ziele benutzt werden.

Ein spiritueller Mensch stellt sich schauend und erwartend zur Verfügung; er sucht

Abgrenzungen

Spiritualität ist noch mehr als die andächtige und fromme Teilnahme an Gottesdiensten und christlichem Leben. Man kann fromm sein, ohne diese herausfordernde Nähe zu Gott zu haben oder zu suchen. Wer sich auf

keine schnellen Vorteile oder einfachen Lösungen. Er weiß, dass er auf seinem Weg auch seinen eigenen Schwächen und Dunkelheiten begegnen wird und dass er weiterhin vielen Versuchungen ausgesetzt sein wird – und trotzdem stellt er sich seinen Erlebnissen.

Dies unterscheidet echte, gelungene Spiritualität von vielen esoterischen Lebenshilfeangeboten. Die Erfahrung menschlichen Scheiterns und Leidens wird eben nicht ausgeklammert, sondern angenommen und verstanden. Es geht nicht um die direkte Deutung und Lösung von Lebensproblemen. Ziel ist, das Wirken Gottes in seinem Leben zu erahnen. Dabei geht es nicht um besondere Techniken oder um erlernbares Sonderwissen das mich anderen überlegen machen soll. Es geht um die Suche nach den Spuren Gottes in unserem persönlichen Leben.

Spiritualität ist auch nicht Weltflucht. In gelungener Spiritualität schließen sich die Erfahrung vom Höheren/Göttlichen und die Zugewandtheit zur Welt und den Menschen nicht aus. Im Gegenteil, die Rückkehr zum Alltäglichen und dessen Verwandlung zum Besseren ist Merkmal gesunder Spiritualität. Allerdings ist der Umgang nun im Alltag ein bewussterer, achtsamerer geworden, weil man ihn nun anders versteht und neuen Zugang zu seinen Herausforderungen findet.

Leid, Trauer, positive und negative Gefühle werden durch entfaltete Spiritualität nicht beseitigt – sie sind weiter vorhanden – doch wir verlieren unseren Halt und unser inneres Gleichgewicht nicht mehr so schnell, wenn wir Gott und damit auch uns näher gekommen sind.

Wer mehr über die Möglichkeiten und Grenzen spiritueller Erfahrungen wissen möchte, kann sich an die Mitarbeiter der Fachstelle Exerzitenarbeit unseres Bistums (Telefon: 02 41/45 24 64) wenden. Ebenso kann Ihnen der Beratungsdienst für Religions- und Weltanschauungsfragen des Bistums Aachen (Telefon: 0 24 34/67 78) hel-

fen, zwischen okkulten, magischen, esoterischen und spirituellen Wegen zu unterscheiden.

Anmerkung:

¹ Nach einem Text von Pfr. Herbert Steinbusch.

Helmut Moll

Dr. Otto Weiß

(1902–1944)

Katholische Blutzeugen dem Vergessen entreißen

Kaiser Wilhelm II., der König von Preußen (1888–1918), regierte in Deutschland, als der Kaufmannsfamilie Otto Weiß in Mülheim an der Ruhr nach drei Töchtern ein Sohn geboren wurde. Die im christlichen Glauben verwurzelten Eltern gaben ihm den Namen Otto. Über die Geburt freuten sich nicht nur sie, sondern auch seine Schwestern Maria, Wilhelmine und Elisabeth. Nach seiner Geburt empfing Otto das Sakrament der Taufe. Seine Erstkommunion feierte er am 14. April 1912 in der Pfarrkirche St. Engelbert in Mülheim a. d. Ruhr. Nach Absolvierung der Volksschule besuchte Otto das humanistische Gymnasium seiner Vaterstadt, das er am 25. Februar 1921 mit dem Zeugnis der Reife verließ. Als einziger Schüler hatte er als Auszeichnung für seine Leistungen ein Buch von Kaiser Wilhelm II. geschenkt bekommen. Seine Schwester Wilhelmine, die Lehrerin wurde, heiratete Paul Simmer; der einzige Sohn, der aus dieser Ehe hervorging, starb bereits in jungem Alter an einer Lungenkrankheit. Nach dem Tod der Mutter Weiß heiratete Paul Simmer Elisabeth Weiß, die damals in Bielefeld lebte. Als auch sie starb, wurde Paul Simmer von einer Nichte betreut, welche zugleich den gesamten Nachlass auch über Otto Weiß erbt. Wie seine Verwandte Elli Strauch, geb. Weiß, am 26. Mai 2004 bestätigte, ist dieser durch den Zweiten Weltkrieg vollständig verloren gegangen.

Zu jener Zeit ragte Mülheim an der Ruhr durch den Steinkohlenbergbau ebenso hervor wie durch die Erzeugung von Roheisen. Die Großstadt im westlichen Ruhrgebiet ver-

fügte ferner über einen Hafen, der über die kanalisierte Ruhr Verbindung zur Ruhr und zum Rhein-Herne-Kanal hatte. Kirchlich gehörte die im Dekanat Werden gelegene Stadt zum Erzbistum Köln, in dem die Katholiken etwa ein Drittel der Bevölkerung ausmachten; zu Beginn des 20. Jahrhunderts existierten fünf selbständige Pfarreien.

Otto Weiß widmete sich nach dem Abitur dem Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Universität Freiburg i. Br. und wurde bei der Katholischen Deutschen Studentenverbindung Falkenstein aktiv. Die vier Freiburger CV-Verbindungen Hercynia, Ripuaria, Arminia und Hohenstaufen mussten angesichts eines großen Zulaufs die Zahl ihrer Neuaufnahmen beschränken. Nach einem Klärungsprozess wurde im Jahre 1912 Falkenstein, nach einer Burg im Höllental genannt, als Nachfolgeverbindung der Danubia gegründet. Ihr Wahlspruch lautete „Deutsch und treu!“. Im Juni 1922 feierte die Verbindung mit einer nach dem Ersten Weltkrieg erstarkten Mitgliederzahl das zehnte Stiftungsfest. Zeitzeugen erinnern sich: Otto Weiß „galt in der Korporation als regsamer, nachdenklicher, aber auch als besonnener Bundesbruder“ (Widerstand, 190). Ordnung herrschte in seinem jungen Leben, dazu Friede und hohe Geistigkeit. Er setzte sein Studium in Münster (Sommersemester 1922), München (Wintersemester 1922/23) und wiederum in Münster (Sommersemester 1923 und Wintersemester 1923/24) fort. Seine weitere Zeit beschreibt Otto Weiß in seinem Lebenslauf, der seiner Promotionschrift angehängt war, wie folgt: „Diesem Studium schloss sich am 25. Juli 1924 die Referendarprüfung am Oberlandesgericht in Hamm an. Die große Staatsprüfung für den höheren Verwaltungsdienst legte ich im Preußischen Ministerium des Innern in Berlin am 15. Dezember 1928 ab. Von der zwischen den beiden Prüfungen liegenden Zeit verbrachte ich 15 Monate als Gerichtsreferendar bei der Staatsanwaltschaft in Duisburg, dem Amtsgericht in Mülheim und dem Landgericht in Duisburg, den Rest als Regierungsreferendar bei dem Landratsamt in

Bonn, der Stadtverwaltung und dem Finanzamt in Mülheim a. d. Ruhr, bei dem Polizeipräsidium in Recklinghausen, bei der Regierung und dem Bezirksausschuss in Münster und der Regierung in Köln. Die Prüfung zur Erlangung der Würde eines Doktors der Wirtschaftswissenschaften der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität in Münster i. W. legte ich am 25. Februar 1929 ab.“ Die Dissertation, mit der er zum Dr. rer. pol. promoviert wurde, trug den Titel: „Die eigenwirtschaftliche Tätigkeit der Stadt Mülheim a. d. Ruhr in Vorkriegszeit und Heute. Ein Beitrag zum Problem der Kommunalwirtschaft“. Sein Doktorvater war Prof. Dr. Otto Most, der Zweitgutachter Prof. Dr. Werner Friedrich Bruck. Die Dissertation, in Bernkastel an der Mosel im Jahre 1930 veröffentlicht, hatte einen Umfang von 79 Seiten. Darin gipfelt seine „Abschließende Betrachtung“ in der Losung: „Salus publica suprema lex“.

Als „konsequenter Katholik erkannte er schon 1930/31 die abgründige Gefahr des Nationalsozialismus“ (Widerstand, 190). Weiß hatte sich intensiv mit der Ideologie des NS-Regimes auseinandergesetzt, den er, nicht zuletzt durch dessen Totalitätsanspruch, für äußerst fragwürdig hielt. Im Schicksalsjahr 1933, als ihm die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei wie seine Vorgesetzten bereits bedrohliche Schwierigkeiten bereiteten, wurde Weiß zum Regierungsrat ernannt und als Kulturdezernent in die Bezirksregierung Aachen berufen. In dieser rheinischen Großstadt wurde er mit Grenzlandproblemen konfrontiert. Aus dem Gedanken der Völkerverständigung und -versöhnung organisierte er im Rahmen kultureller Programme verschiedene Reisen nach Belgien und in die Niederlande sowie solche aus diesen Ländern nach Deutschland. Als seine Planungen auch Wallfahrten einbezogen, wurde er mit einer ersten Verwarnung auf den folgenden Tagen in die schlesische Großstadt Breslau strafversetzt. Als suspekt gewordener Beamter geriet Weiß von Jahr zu Jahr mehr in die Konfrontation

mit der Ideologie des Nationalsozialismus, weil der Maßstab seines Handelns die Gebote Gottes waren. Sein ganzes Verhalten war durch seine tiefe religiöse Überzeugung geprägt. Seine Schwester Maria, verh. Erlhoff († 23.8.1997), die 1988 über ihren Bruder befragt wurde, wusste von seiner Mitgliedschaft in der Zentrumsparterie; zudem sei er ein „bekennender Katholik“ (Schmidt, 248) gewesen.

Nach seiner Teilnahme an einer militärischen Übung 1936 wurde Weiß mit dem Beginn des Zweiten Weltkriegs eingezogen, jedoch bald „UK“ (unabkömmlich) gestellt und so wieder nach Breslau entlassen worden. Zu Beginn des Jahres 1943 wurde er erneut zur Wehrmacht eingezogen und kam nach Rumänien; im Urlaub besuchte er seinen in Essen lebenden Vater, mit dem ihn ein herzliches Verhältnis verband. Bei dem nachdenklichen Juristen reifte nach der mit der Schlacht um Stalingrad ausgesprochenen Kapitulation der 6. Armee am 2. Februar 1943 die Einsicht, der gesamte Krieg könne nicht mehr gewonnen werden. Er setzte seine Idee in einem anonymen an Adolf Hitler adressierten Schreiben um, indem er ihn zum Rücktritt aufforderte. Abschriften gingen u. a. an den Reichsmarschall Hermann Göring sowie an den Minister für Volksaufklärung und Propaganda Dr. Joseph Goebbels. Da sein Schreiben ohne erkennbare Reaktion blieb, wandte er sich an die Generäle mit der Absicht, den „Führer“ zu stürzen. Als auch dieser Vorstoß seine Wirkung verfehlte, begann er, es allein zu versuchen. Weiß war ein Patriot, dessen Sinnen und Trachten darauf ausgerichtet war, sein Vaterland zu retten.

Nach den zur Verfügung stehenden Quellen setzte Weiß die Denkschrift „Auftrag zur Rettung Deutschlands“ auf, wodurch er den ehemaligen Leipziger Oberbürgermeister Carl Friedrich Goerdeler und seinen Widerstandskreis auf sich aufmerksam machte. Als er im Sommer 1943 Heimaturlaub erhielt, sei er bemüht gewesen, für seine Sicht Mitstreiter zu finden; bei dieser Gelegenheit habe

auch seine Schwester Elisabeth von den Ideen seines Bruders erfahren. Angesichts dieser heiklen Situation wollte Weiß ins Ausland gehen, um dort seine Pläne besser verwirklichen zu können, auch unter Kontaktnahme mit dem früheren Zentrumsolitiker Dr. Heinrich Brüning. Sein Versuch, die Schweizer Grenze zu passieren, misslang allerdings.

Zum Tode verurteilt

Im August 1943 wurde Weiß von einem namentlich bekannten, vorgeblich zum Goerdeler-Kreis gehörenden Stabsoffizier verraten, verhaftet und in das Breslauer Gefängnis eingeliefert. Zwar wusste er um die Möglichkeit zur Flucht, allein die Sorge um seine betagten Eltern und seine Schwestern, die nach dem Führerbefehl dann der Sippenhaft verfallen wären, bewogen ihn auszuharren.

Der berüchtigte Präsident des Berliner Volksgerichtshofs, Dr. Roland Freisler, eröffnete den Prozess am 14. Februar 1944 in Brandenburg. Noch auf dem Weg in den Gerichtssaal versuchten die Weiß begleitenden Beamten, ihn zu einem Geständnis zu bewegen, und sicherten ihm im bejahenden Fall Begnadigung zu. Weiß begegnete diesem Versuch mit der Argumentation, indem er die Beamten von der Ungeheuerlichkeit des Nationalsozialismus und seinem grauenvollen Untergang zu überzeugen bemüht war. Seine Maxime lautete hier wie sonst: „Euer Ja sei ein Ja, euer Nein ein Nein“ (Mt 5,37). „Den Präsident Freisler empörte weniger der politische Tatbestand, als vielmehr seine religiöse Beharrlichkeit, dass er regelmäßig die hl. Messe besuchte, Wallfahrten organisierte, ja sogar an einer Papstaudienz in Rom teilgenommen hatte“ (Widerstand, 191). Anders als Weiß wurde seine Schwester Elisabeth freigesprochen, dann aber doch in das Konzentrationslager Ravensbrück eingewiesen. In der Urteilsbegründung hieß es: „Eidbrüchig unserem Führer als Parteigenosse, Soldat und Beamter und dadurch schon für

immer ehrlos hat Otto Weiß im vierten Kriegsjahr ein Schreiben an den Führer verfasst, er solle – weil der Krieg verloren sei – zurücktreten... Später arbeitete er – als Soldat – sogar an einem Plan, hohe militärische Kreise zum Abfall vom Führer und zur geheimen Aufnahme von Verhandlungen mit unseren angelsächsisch-plutokratischen Todfeinden zu bestimmen... Als Volks- und Hochverräter, als Helfershelfer unserer Kriegsfeinde, der unsere Kraft zu mannhafter Wehr angenagt hat, wird er, aus unserer Volksgemeinschaft ausgestoßen, mit dem Tode bestraft“ (Schmidt, 251).

Nach dem Todesurteil gelang es seiner Schwester Elisabeth, ihren Bruder noch einmal zu sehen und zu sprechen. In einem Brief an ihre Verwandten daheim bekundet sie dessen christliche Gelassenheit vor und nach dem Prozess: „Er unterhielt sich völlig ruhig und gefasst mit den Beamten, keine Spur von Aufregung... Ich habe Otto während des Termins bewundert, denn wenn man das Charakterbild... hörte, bedurfte es wirklich aller Selbstbeherrschung, um nicht dazwischen zu schlagen.“ Ferner wolle sie „Otto nicht nachstehen“, da auch sie „ohne Murren und Klagen bereit zu sterben“ gewesen sei, „wenn mir nur der liebe Gott helfen wird und Kraft verleiht“ (Schmidt, 252). Selbst der alte Vater nahm die Strapazen der Reise nach Brandenburg in Kauf, um seinem Sohn ein letztes Mal zu begegnen. Am Haftort wurde ihm jedoch eine Rechnung für den Prozess vorgelegt und mitgeteilt, sein Sohn sei inzwischen hingerichtet worden. Die Zeitzeugin Maria Scheib aus Oberhausen, damals Rote-Kreuz-Schwester im Alter von 22 Jahren, die Weiß dreimal in Brandenburg-Görden besucht hatte, sprach in ihrem Erlebnisbericht aus dem Jahre 1988 von der „Zuversicht ohnegleichen“, die sie bei Weiß angetroffen habe. „Sein Verhalten offenbarte eine tiefe Gläubigkeit“ (ebd., 254). Während ihres dritten Besuchs hatte sie Weiß gebeten, nach Gleiwitz zu fahren, um dort eine hochgestellte Persönlichkeit aufzusuchen, damit dieser ihn entlasten möge. Sie traf den Herrn in einem Gleiwitzer Hotel, der ihr jedoch be-

teuerte, nichts mehr für ihn tun zu können. Auch Weiß' Familie beabsichtigte, Otto Weiß zu entlasten, doch vergebens. Es wurde alles nur Denkbare unternommen, um das Leben dieses Menschen zu retten, aber es kam anders. Der Zuchthauspfarrer Winter versicherte den Angehörigen, dass Weiß „den Tod ruhig und gefasst erwartet habe und wie ein Heiliger gestorben sei. Für ihn brauchten sie nicht zu beten, wohl könnten sie ihn um seine Fürbitte anrufen“ (ebd., 252). Das Urteil wurde durch Erhängen vollstreckt. Wie aus der Sterbeurkunde des Standesamtes Brandenburg, ausgestellt am 17. Juli 1951, hervorgeht, ist Otto Weiß am 20. März 1944 um 15.20 Uhr ermordet worden, nachdem er, die Hände auf dem Rücken gefesselt, durch zwei Gefängnisbeamte dem Scharfrichter vorgeführt worden war.

Vermächtnis

Die sterblichen Überreste von Regierungsrat Weiß wurden verbrannt. Unverzüglich baten seine Angehörigen um die Urne mit seiner Asche, um sie nach Mülheim an der Ruhr überführen zu lassen. Auf dem Mülheimer Friedhof setzten sie sie in heimatlicher Erde bei. Das Grab besteht bis heute. Vertreter von Rat und Verwaltung der Stadt Mülheim an der Ruhr legten im Jahre 1995 am Grab von Otto Weiß einen Kranz nieder – ein kleines Zeichen, dass dieser katholische Glaubenszeuge zumindest in seiner Heimatstadt nicht gänzlich vergessen worden ist.

Papst Johannes Paul II. hatte nämlich in seinem Apostolischen Schreiben *Tertio millennio adveniente* vom 10. November 1994 der ganzen Kirche den Auftrag erteilt, die Glaubenszeugen dem Vergessen zu entreißen: „Wie beim Konsistorium empfohlen wurde, muss von den Ortskirchen alles unternommen werden, um durch das Anlegen der notwendigen Dokumentation nicht die Erinnerung an diejenigen zu verlieren, die das Martyrium erlitten haben.“ (Nr. 37). Für Deutschland liegt seit dem Jahre 1999 das zweibändige Hauptwerk „Zeugen für Chris-

tus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts“ (Paderborn 1999; ³2001) vor, das über 700 Männer und Frauen aus ganz Deutschland uns Heutigen als lebendige Vorbilder vor Augen stellt.

WW: Die eigenwirtschaftliche Tätigkeit der Stadt Mülheim a. d. Ruhr in Vorkriegszeit und Heute. Ein Beitrag zum Problem der Kommunalwirtschaft (Bernkastel 1930).

QQ: Ruhrlandmuseum Essen, Archiv Ernst Schmidt, Bestand 19-537; Handbuch des Erzbistums Köln – 19. Ausgabe. Hg. v. d. Erzbischöflichen Generalvikariat (Köln 1905); frdl. Mitteilungen von Elli Strauch, geb. Weiß, vom 26. Mai 2004; schriftliche Mitteilungen von Maria Scheib, Oberhausen, vom 21. Juni 2004.

Lit.: P. Stitz, Der CV 1919-1938. Der hochschulpolitische Weg des Cartellverbandes der kath. deutschen Studentenverbindungen (CV) vom Ende des 1. Weltkrieges bis zur Vernichtung durch den Nationalsozialismus = Der Weiße Turm. Bd. 4 (München 1970); Widerstand und Verfolgung im CV. Die im Zweiten Weltkrieg gefallenen CVer. Eine Dokumentation (München 1983) 190-191; S. Schieweck-Mauk, Lexikon der CV- und ÖCV-Verbindungen (Köln 1997) 265-271; E. Schmidt: Dr. Otto Weiß – am 20. März 1944 als Hitlergegner gehängt, in: Mülheimer Jahrbuch (1998) 247-255 (mit bisweilen unrichtigen Angaben); B. Kaufhold: Erinnerungen werden wach. Zeitzeugenberichte aus Mülheim an der Ruhr 1933-1945. Hg. v. Kulturbetrieb der Stadt Mülheim an der Ruhr (Essen 2001).

Dank, Willkommen und Abschied

Herzlich danke ich zum ausgehenden Jahr Herrn Prälat Dr. Heiner Koch für seine Einstiegsmeditationen, mit denen er den Leserinnen und Lesern des Pastoralblatts das Jahr 2004 zum Vorbereitungsjahr auf den Weltjugendtag hat werden lassen.

An dessen Leitthema „Wir sind gekommen, um ihn anzubeten“ werden auch die Meditationen im Jahre 2005 anknüpfen. Herr Domkapitular i. R. Norbert Friebe, Priester des Bistums Osnabrück mit reicher Erfahrung in der Priesterausbildung, geistlichen Begleitung von Ordensfrauen und der Krankenhausseelsorge, wird in einer kleinen „Gebetsschule“ bekannte und bewährte Gebete neu erschließen. „Ein gutes Gebet kann für den inneren Menschen das sein, was Brot für den Hungernden oder Arznei für den Kranken oder eine Blume für den im grauen Alltag Vertrocknenden ist.“ (*Romano Guardini*)

Mit dem Monat Dezember verabschieden wir zugleich das Erzbistum Hamburg aus dem Trägerkreis des Pastoralblatts, das auf Grund der angespannten Finanzlage sich zu diesem Schritt entschließen musste. Ich danke allen Leserinnen und Lesern aus der Erzdiözese für ihr bisheriges Interesse und würde mich freuen, wenn möglichst viele von Ihnen als Einzelabonnentinnen und -abonnenten unserer Zeitschrift verbunden blieben.

Dr. Gunther Fleischer, Schriftleiter

Zu Hermann-Josef Lauter OFM, Können wir noch an Christus glauben? (Heft 9/2004, 282-284):

„Die Menschen sind Arianer“: Hinter diesem einfachen Satz steckt eine folgenschwere Weichenstellung der Kirchengeschichte. Arius († 336) erklärte, Christus sei nicht wesensgleich mit dem Vater, sondern „nur“ ein (wenngleich hervorragendes) Geschöpf des Vaters.

In der Tat: Der Arianismus ist, ohne dass er ausdrücklich genannt wird, immer beherrschender als Merkmal für Jesus Christus. Fast alle Menschen, ob kirchlich gebunden oder nicht, erkennen Jesus als vorbildlichen, einzigartigen Menschen an. Er war einer von uns, das Göttliche in ihm tritt zurück. „Gott und Mensch zugleich“: das trägt den Geruch des Fremdartigen, Überholten.

In Predigten wird selten auf das Geheimnis der zwei Naturen in Christus hingewiesen – trotz des schönen, meditationswürdigen Satzes zur Gabenbereitung: „...Gott, der unsere Menschennatur angenommen hat.“ Und die zentralen Passagen der Bibel über die Auferstehung sind schwer zu interpretieren und werden uneinheitlich ausgelegt. Die Auferstehung, besser Erhöhung, „kommt nicht mehr rüber“.

Über Hunderte von Spezialproblemen gibt es kiloweise Literatur, aber mit Recht fordert der große Christologe Kardinal Grillmeier, dass die fundamentalen alten Dogmen für den heutigen Menschen überzeugender und lebensnäher dargestellt werden müssten. Der „Sitz im Leben“ bleibt oft beklagenswert unbesetzt.

Die Kirche täte gut daran zu fragen, wie weit Erlösung und Gnade, Sühne und Buße, Huld und Schuld noch lebendig im Herzen des Christen Frucht ansetzen.

Mehr denn je muss der Glaube dem Leben entspringen, das sich bei uns selbst und in unserer Umgebung entwickelt. Das Leben ist

ein Prozess, den Gott in Augenhöhe begleitet. Das Lächeln und Sprechen eines Kindes, das Erlebnis von Schönheit und Liebe sind Hinweise auf den Schöpfer; Kardinal Kasper würde vielleicht sagen: Gottesbeweise.

Wir müssen uns in der Kirche stärker auf die Grundlinien besinnen. Den (ökumenisch sicher notwendigen) Disput über die Rechtfertigung hat das Kirchenvolk nur kühl abgehakt. Wen Gott liebt, der ist bei ihm angenommen, also auch gerechtfertigt durch scriptura, gratia, fides.

In diesen Erwägungen sowie dem „Gott suchen in allem“ steckt bereits viel Mystik. Wenn Mystik, dann muss auch sie elementar sein. Karl Rahners hohe Worte von der „letzten radikalen Weise“ und dem „ekstatischen Ausdruck“ erfordern eine große Begnadung und Einübung.

Wenn heute vielerorts nicht mehr an die Gottheit Jesu geglaubt wird, müssen wir die kleinen Kieselsteine des Glaubens ernst nehmen, wie sie Bischof Wanke und seine Mitarbeiter aus scheinbar sterilen Gewässern sammeln, in denen gleichwohl die Sehnsucht nach Transzendenz strömt.

Sind solche Menschen auf dem Weg des Heiles? Natürlich wäre zu wünschen, dass sie zu Christus in Kreuz und Auferstehung finden. Aber dieser exklusive Heilsweg – das hat schon Guardini bedauert – ist kompliziert. Schlicht und von allen im Gewissen zu erstreben ist jener einfache Weg, der dem Leben, der menschlichen Zuwendung, der Orthopraxis dient. Von Anfang an wirkt Gottes Heilswille in Jesus Christus, auch etwa in kulturellen und künstlerischen Gestaltungen, vor allem aber im Suchen und Forschen nach der Wahrheit und im Streben nach dem Guten. (Kath. Erwachsenen-Katechismus, 1985, 140).

P. Bernward Lukner SJ, 51065 Köln

Literaturdienst

Heinz Schütte: Protestantismus heute. Ökumenische Orientierung. Bonifatius Verlag, Paderborn 2004. 155 S.; 14,90 EUR.

Angesichts des Prozesses der gesellschaftspolitischen wie gesamt-kulturellen Säkularisierung im allgemeinen und der religiösen Privatisierung im Besonderen ist der christliche Glaube, besser das Christsein in besonderer Weise in Frage gestellt. Denn was heißt konkret Christ, so er einer christlichen Gemeinschaft sich zugehörig bekennt, eben als Katholik, als Orthodoxer, als Protestant in seinen seit Beginn der Neuzeit zahlreich angewachsenen Gemeinschaften? Was verbindet sie alle miteinander, dass sie dem Christentum zugerechnet werden gegenüber der Vielfalt sich anbietender Religionen Als Axiom darf und muss gelten: „Das Evangelium, die Botschaft vom Heilswirken Gottes durch Jesus Christus im Heiligen Geist, gelangt zum Einzelmenschen durch die Kirche. Es gibt kein „Privatchristentum““ (18).

Eben dieses Axiom näherhin zu erläutern in heutiger Verstehensbereitschaft des inneren Miteinanders ist die Aufgabe dieser lesenswerten Schrift, die in ihrer Kürze und Klarheit nicht nur die Unterschiede der christlichen Konfessionen feststellt, sondern mehr noch die auf sich zukommenden Gemeinsamkeiten herausstellt und eben darin „Kirche“ im Sinne ihres Gründers ist. Die „Gemeinsame Erklärung der Rechtfertigungslehre“ – vom Verfasser zitiert als „differenzierter lutherisch-katholischer Konsens“ – geht aus von ihrer Basis in der Gemeinsamkeit der einen Taufe, der Heiligen Schrift, der altkirchlichen Glaubensbekenntnisse (vgl. 123) und stellt nunmehr die Aufgabe, die Probleme anzugehen, „die noch einer Lösung bedürfen: Fragen zum Verständnis von Kirche, Autorität, Amt, Ethik und Sakramenten.“ (126) Mit großer Behutsamkeit weiß der Verfasser, der seit Jahrzehnten sich mit der Thematik der Ökumene befasst, die einzelnen Gesichtspunkte hervorzuheben, die den ökumenischen Dialog im wachsenden Verstehen des Mit- und Füreinander fördern.

Das Inhaltsverzeichnis vermittelt in seiner sehr guten Gliederung die Problemkreise: Der Protestantismus heute – sein Ja und sein Nein zur ihr historisch vorangehenden katholischen Kirche, wobei es um letzteres Wort als der einen Stiftung durch Jesus Christus geht. Gegensätzliche Positionen zu Amt und bischöflicher Verfassung erschweren das zu erstrebende Ziel der im Wort und Sakrament sich ausdrückenden Einheit gemäß dem Grundsatz: „Ökumenisches Ziel ist Einheit in der Wahrheit – nicht unter deren Preisgabe.“ (123) In recht genauer Kenntnis der verschiedenen Verlaut-

barungen lässt der Verfasser durchblicken, dass historische Vorurteile mit traditionsgepflegter Beladenheit oder gegenwartsnahe Anbiederung einer liberalen Gesellschaft, z.B. die Segnung homosexueller Lebensgemeinschaften gravierende Folgen für die Ökumene in sich tragen. Bewundernswert ist die fortwährende Irenik, mit der der Verfasser die unterschiedlichen Auffassungen nennt und des Öfteren mit passend ausgewählten Worten der Heiligen Schrift zum Neudenken einlädt. „In der getrennten Christenheit ist allseits Verständigungsbereitschaft nötig, ist der Aufruf des Epheserbriefs zu beherzigen: Einander in Liebe zu ertragen (Eph 4,2) und von der Liebe geleitet, sich an die Wahrheit halten (Eph 4, 17) (82).

Letztendlich geht es dem Verfasser um eine sich versöhnende und versöhnte Verschiedenheit, in der Jesus Christus als „die Wahrheit und das Leben“ die Seinen als Christen verbindet. Dieses Buch bedarf der aufmerksamen Lektüre und zeigt sich als gute Hilfe, um die gegenwärtige Lage der Kirche in ihrem Für und Wider ohne rechthaberische Selbstzufriedenheit zu verstehen und wahrhaftige Begegnung zu ermöglichen.

Erich Johannes Heck

Klaus Berger: Jesus. Pattloch Verlag, München 2004. 704 S.; 28,- EUR.

In der Besprechung des Buches von Kardinal Ratzinger „Unterwegs zu Jesus Christus“ (in dieser Zeitschrift 4/2004) hatte ich gesagt: „Was man sich wünschen möchte von diesem oder einem anderen begnadeten Autor ist ein Buch, wie Romano Guardini es zu seiner Zeit geschaffen hat: ‚Der Herr‘. Es müsste die gesicherten Ergebnisse der historisch-kritischen Exegese ebenso berücksichtigen wie den gewachsenen Glauben der Kirche, die Erfahrungen der Heiligen und Mystiker und den Kontext unserer Kultur.“ Nun hat der bekannte Exeget und brillante Artikel-Schreiber der F.A.Z. Klaus Berger ein Buch mit dem Titel JESUS veröffentlicht. Erfüllt es diesen Wunsch? Berger beherrscht gewiss die Klaviatur der modernen Exegese, ist aber auch bekannt dafür, dass es ihm Vergnügen macht, gegen deren mainstream zu verstoßen. Im Unterschied zu manchen seiner Kollegen ist er fest im Glauben der katholischen Kirche verankert. Er ist offen für die Sichtweise und die Zeugnisse der Mystiker, überwindet somit den Zwiespalt zwischen wissenschaftlicher Theologie und Spiritualität. Und er ist ein rechter Zeitgenosse, der mit seinen Lesern fühlt und sie anzusprechen vermag. Also hätten wir das gewünschte Buch auf dem Tisch.

Kritik ist vor allem von Exegeten zu erwarten und von Christen, die ein anders zentriertes Christusbild haben, bei dem das Kreuz in seiner Heilsbedeutung gewichtiger ist (so geht es dem Rezensenten). Unter den zahlreichen Schriftstellen, die der Autor anführt und erläutert, fehlen Apg 2,23

und 4,28, wo von der Bestimmung Jesu zum Kreuzestod durch Gott die Rede ist, gewiss ein ungreifliches Geheimnis, ebenso undefinierbar wie „Sühne“ durch das Kreuz. Im einzelnen kann man noch dieses oder jenes kritisieren, aber aufs Ganze gesehen liegt hier ein gewichtiges, ansprechendes Jesus-Buch vor, das sich zur Meditation eignet und auch glaubenverlockend für suchende Ungläubige ist. Möge es viele Leser finden.

Hermann-Josef Lauter OFM

Maria Anna Leenen / Alexandra Klammer: Das geheime Zimmer. Ein Bilderbuch mit Tipps zum Meditieren mit Kindern. Tyrolia-Verlag, Innsbruck 2004. 32 S.; 13,90 EUR.

Dieses Buch ist nicht das erste religiöse Kinderbuch, das M. A. Leenen, die bekannte Autorin von Büchern im Bereich christliche Spiritualität geschrieben hat, aber m. E. ein sehr wichtiges. Sie hat nach Text und Methode dieses Buches mit bisher über 2.000 Kindern in Schulen meditiert und ist dabei in ihrer von vielen Religionspädagogen geteilten Überzeugung bestärkt worden: Kinder haben eine natürliche Begabung zum Stillsein, Meditieren, Beten. Alle, die in der Seelsorge tätig sind, wissen um die Problematik der Überflutung mit Lärm, Fernsehbildern, Computerspielen u.ä. und die dadurch verursachte Unfähigkeit, die ursprünglichen Anlagen, auch auf religiösem Gebiet, ausreichend zu entfalten. Wenn die Kinder aber nicht „um Gott betrogen werden sollen“ (nach dem bekannten Wort und Buchtitel von A. Biesinger), tut es Not, die ja vorhandenen guten Kräfte zu mobilisieren.

Anhand einer von Alexandra Klammer illustrierten Geschichte von der Begegnung zweier Kinder (mit ihren Puppen-archetypische Figuren!) wird aufgezeigt, wie man das „innere Zimmer“ mit seinem Licht finden kann. Es folgen einige Seiten Anleitung für Eltern und Erzieherinnen, in der weitere Übungen und Hin Führungen beschrieben sind. Am Schluss „verrät“ die Autorin, dass sie ausgeht von der Gebets- und Meditationsform der hl. Theresa von Avila und deren Büchern „Weg der Vollkommenheit“ und „Die innere Burg“. Die Verfasserin bietet auch Seminare über das Meditieren mit Kindern an. Sie ist erreichbar unter www.maria.anna.leenen.de.

Norbert Friebe



ENTHÜLLUNG

im Verborgenen

das

LICHT

berge

der

Herberge

leuchtenden

Schrei

Markus Roentgen

Nikolaustag I

Sechs Kinderaugen schauen erwartungsvoll zur Tür. Dann klopft es, und der hl. Nikolaus stapft in das Wohnzimmer, Er begrüßt alle, schlägt sein dickes Buch auf und liest daraus die guten Taten, aber auch die weniger erfreulichen Dinge vor. Zum Schluss gibt es natürlich für jeden Süßigkeiten und ein Geschenk. Dann singen Eltern und Kinder „Lasst uns froh und munter sein...“. Der hl. Mann ist schon an der Haustür, als die kleine Britta fragt: „Lieber Nikolaus, wenn du wieder in den Himmel zurückfährst, fährst du dann mit deinem Schlitten oder nimmst du lieber einen Mercedes?“

Nikolaustag II

Der 6. Dezember war für Sankt Nikolaus ein arbeitsreicher Tag. Er besuchte viele Kinder, hatte Belobigungen und Ermahnungen ausgesprochen und zum Schluss natürlich seine Geschenke verteilt.

Auch beim 4-jährigen Thomas war das so. Er hatte seinen Eltern versprochen, endlich seinen Schnuller abzugeben, und der Besuch des St. Nikolaus war genau der geeignete Zeitpunkt. Zögernd reichte dann der Kleine dem heiligen Mann den heiß geliebten Nucki, wohl war ihm nicht so ganz dabei. Und so sagte er dann auch beim Abschied: „Nikolaus, wenn ich den Nucki doch noch mal brauchen tu, wirfst du ihn mir dann vom Himmel runter?“ *Hans Orth, Viersen*